

HARRY BÄR

FRIDTJOF NANSEN

Der Wagehals Norwegens



Bunte Bären-Bücher



HARRY BÄR

FRIDTJOF NANSEN

Der Wagehals Norwegens



DER KINDERBUCHVERLAG
BERLIN

EINBAND UND TEXTILLUSTRATIONEN: HELMUT KLOSS

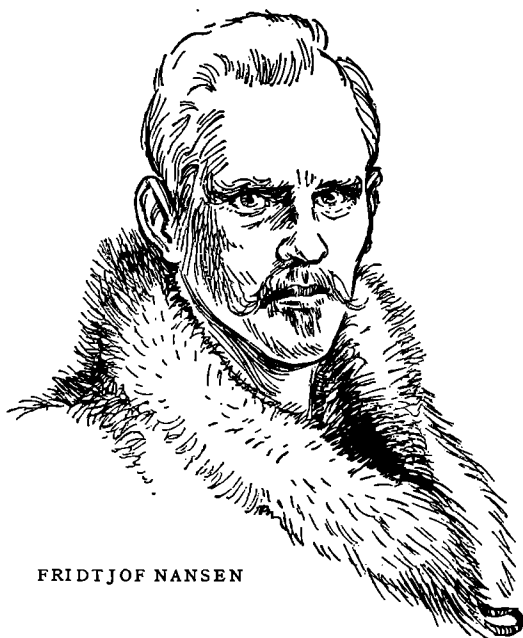
Redaktion: Ilse Stillmann · Korrektor: Gisela Wetzel

Alle Rechte vorbehalten · Lizenz-Nr. 304- 270/22/56 (20)

Karte genehmigt durch Mdl der DDR Nr. 2353

Satz und Druck: (III-17-20) VEB Landesdruckerei Sachsen, Dresden A 1 · Bestell-Nr. 3299/1. Auflage

Für Leser von etwa 12 Jahren an



FRIDTJOF NANSEN

I. KAPITEL

Der Robbenfänger

Sturm!

Sturm über dem Nordmeer! Fünf, sechs, sieben Tage schon, manchmal zum Orkan anwachsend, dann wieder abflauend und Kräfte sammelnd zu neuem Spiel mit den rollenden gischtgekrönten Wogen und zu neuem Angriff auf das stämmige Schiff, das mit halbgerafften Segeln unbeirrt seinen Weg nordwärts durch die schäumende Wasserwüste nahm.

Ein feines Schiff, der Robbenfänger „Wiking“, der im März 1882 seinen norwegischen Hafen zur Fangfahrt verlassen hatte. Und Kapitän Kref-ting ein wagemutiger Kerl.

„Die Mütze voll Wind? Gerade richtig für uns! Desto schneller kommen wir in die Robbengründe, was, Christiansen?“ Er lachte seinen Steuer-
mann an, der stur Kurs hielt.

Steuermann Christiansen schob seelenruhig den Priem von der rechten in die linke Backentasche, ehe er sich zur Antwort aufraffte.

„Für uns schon recht, das Wetter, Käppen, aber ob auch für den da, Ihren Passagier?“ Er wies mit dem Kopf zur Backbordreling hinüber, wo sich ein junger Mensch krampfhaft damit abquälte, den Meeresgöttern widerwillig Opfer zu bringen.

„Den Nansen, ja, den hat die Seekrankheit tüchtig beim Wickel.“ Ein wenig Mitleid klang in der Stimme des Kapitäns an.

Der am Steuer knurrte nur: „Was hat er aber auch auf 'nem Robbenfänger zu suchen? Ein Nordmeersegler ist kein Vergnügungsdampfer.“

„Na, na, Christiansen“ — der Kapitän klopfte seinem bärbeißigen Steuermann beschwichtigend auf die Schulter — „zum Vergnügen ist der Junge ja nicht mitgekommen.“

„Und wozu sonst?“

Der Lärm des Windes ließ etwas nach, und so konnte Krefting ohne allzu großen Stimmaufwand antworten. „Dieser Nansen, Fridtjof Nansen, ist Student der Zoologie, also einer — wie soll ich sagen? — der das Leben der Tiere studieren will, Tierkunde, verstehen Sie?“

„Aha“ — das klang schon freundlicher — „so einer ist das. 'n Studiosus also? Und nun will er im Nordmeer ...“

„Ja. Sein Professor hat ihm empfohlen, sich einem tüchtigen Robbenfänger anzuschließen und dort oben die Viecher in ihrer Lebensweise zu beobachten, Fische, Vögel, Robben, Wale, dazu all das Kleinzeug, das sonst noch im Wasser schwimmt, was weiß ich.“

„Hm, hm“, machte der Steuermann, und der Priem wanderte wieder nach rechts, „muß doch 'n ganz ordentlicher Bursche sein — und für die Seekrankheit kann ja keiner.“

Der Kapitän schmunzelte über die Sinnesänderung seines Steuermanns; er konnte ihn noch weiter beruhigen: „Man hat mir den Nansen als tüchtigen Sportsmann geschildert, als abenteuerlustigen Draufgänger und als guten Jäger. Hätte ich ihn sonst mitgenommen?“

Nun ja, so weit kannte Christiansen seinen Kapitän schon, daß der keinen in das Nordmeer mitnahm, auf den er sich in den Stunden der Gefahr nicht verlassen konnte. Mit Gefahren mußte man da oben immer rechnen. Schon manches gute Schiff war von dort nicht mehr zurückgekehrt.

Die beiden Seebären blickten der schlanken, hohen Gestalt Nansens nach, der, sichtlich bemüht, bei der schweren See Haltung zu bewahren, in der Kajüte verschwand. Wieder aufkommende Böen ließen das Gespräch verstummen.



Am nächsten Tag war die Gewalt des Sturmes gebrochen. Mit voller Segellast konnte der „Wiking“ seinem Ziel zustreben. Gleich blickten die Augen des seekrank Gewesenen klar; schon turnte er wie ein Vollmatrose in den Mastkorb hinauf, um die Weite des Meeres zu erleben; bald füllten sich die ersten Seiten seines Tagebuches mit den Schilderungen des Gesehenen.

In der Nacht darauf drang Unruhe in den Schlaf des angehenden Wissenschaftlers — Schurren an der Bordwand, Rufe, Trappen von Füßen. Die Hilfsmaschine fing an zu laufen und teilte ihre Schwingungen dem Schiffsrumpf mit.

Da war doch was los.

Raus aus der Kojel!

Was rief der Ausguck vom Krähenneest herunter?

Eis!

Eis in Sicht!

Die Grenze des Treibeises war erreicht und damit auch bald das Ziel, die Robbengründe.

Das nächtliche Schauspiel, das sich den Augen darbot, nahm die Sinne des jungen Menschen gefangen, und während die Eisschollen gegen den Bug polterten und das Schiff erzittern ließen, daß man sich halten mußte, um nicht umgeworfen zu werden, während Krachen und Splittern durch die seltsam erhellte Nacht dröhnte, schrieb der Student Nansen in sein Tagebuch:

„... Der Nordhimmel ist ein Strahlenbad von Farben, bald hell erleuchtet vom Widerschein des Eises, bald dunkel über dem offenen Meere; bald rot von der Sonnenglut, dann wieder gelblicher dort, wo

das Rot sich mit dem Schneelicht mischt. Höher oben ein fahles Grün, in das bleiche Blau des Raumes übergehend. Die Farben sind unwirklich, zart und rein. Dahinein strecken sich die endlosen weißen Gefilde von treibendem Eis — und draußen die endlose dunkle Meeresfläche.

Eine vereinzelte Eismöwe rudert mit leichtem Flügelschlag durch den weiten, lichten Raum. Man hört den langgezogenen, wehmütigen Flöten-ton. Ein großer schwarzer Seehundskopf taucht lautlos aus der blanken Meeresoberfläche hervor, glotzt mit seinen runden Augen auf das Schiff und gleitet ebenso lautlos wieder zurück.

Hier ist das große Gefilde der Einsamkeit. Alles Menschenwerk verschwindet wie die Fahrinne des Schiffes im Eise.“

Tage vergehen.

Die Robben ließen sich nicht finden.

Kapitän Krefling fluchte. Jeder Tag ohne Fang war ein verlorener Tag, denn der Sommer ist kurz hier oben in diesen nördlichen Breiten. Es ist nicht der Sommer, wie wir ihn kennen, warm, sonnig, zum Baden, zum Wandern verlockend. Wegen der Kugelgestalt der Erde treffen die Sonnenstrahlen nur schräg auf die Polkappen. Sie wärmen so wenig, daß dort die Temperatur in der wärmsten Zeit, im Juli, kaum bis auf fünf Grad über den Nullpunkt steigt. Nebel und Stürme sind die Begleiter des Polarsommers in den nordischen Meeren.

Es stürmte auch jetzt wieder, daß der „Wiking“ schwankend und schwer rollend sich seinen Weg durch das Eis suchen mußte.

Krefling war ein Draufgänger, der manches Wagnis hinter sich hatte. Aber selbst ihn durchzuckte einmal der Schreck, als er während des heftigen Tobens, da das Schiff vom Sturm geschüttelt wurde, daß die Masten wie Pendel weit hin- und herschwankten, seinen Passagier, den Nansen, vom Mastkorb herunterklettern sah.

Dem Steuermann blieb vor Staunen der Mund offenstehen. Fast wäre ihm der Priem herausgekollert. „I, so ein Teufelsbraten“, murmelte er anerkennend, „kiek an, kiek an, der Junge macht sich.“

Und Knudsen, der Vollmatrose, empfing Nansen mit einem so herzhaften Schlag auf die Schulter als Zeichen kollegialer Würdigung, daß dem die getroffene Stelle noch tagelang weh tat. „'n Bangbux bist du nicht, mein Jung. Hätten dir gar nicht so viel Schneid zugetraut. So viel Kraft auch nicht. Wo hast du das alles her — als Student, als Stubenhocker?“

Fridtjof, sich die schmerzende Stelle reibend, lachte. „Sport, mein Lieber! Kommt alles vom Sport!“



„Sport?“ wunderte sich Knudsen. „Sport, was ist das nun wieder für neumodsches Zeug?“ In die Einsamkeit seiner nordnorwegischen Heimat war davon noch nichts hingedrungen.

Vier Wochen waren schon herum, lange Wochen, ausgefüllt mit Kampf gegen Eis und Wetter, mit Warten und mit Suchen, Suchen, Suchen. Wo blieben die Robben?

Die Gesichter der Matrosen wurden lang und länger, denn jeder von ihnen war am Fang beteiligt. Sie würden mit leeren Händen nach Hause kommen zu ihren Frauen und Kindern, die auf das Geld warteten — mit leeren Händen, wenn die Robben sich nicht bald finden ließen.

Immer öfter kletterte Krefting selbst ins Krähenest, um mit seinem Zeiss-Glas die Eiskante abzusuchen, Scholle um Scholle, ob er nicht endlich, endlich das Gewimmel dunkelglänzender Körper erspähen könne. Wie würde er frohlockend hinunterbrüllen: „Seals! Seals! Seals over all!“ Den alten Ruf, der die jauchzende Mannschaft in die Boote triebe.

Bis es dann einmal soweit war.

„Seals! Seals! Seals over all!“

Da klatschten die Boote hinunter, peitschten die Riemen das Wasser, durchspähten die Augen den Dunst. Da — da — da waren sie, die Herden!

Kaum berührten die Boote den Rand der riesigen Scholle, sprangen die Männer schon aufs Eis, die stachelbewehrten Schläger in den harten Fäusten.

Die überraschten Tiere, unwillig knurrend und bellend wegen der Störung, wehrlos gegen den unbekannten Feind, richteten sich auf,

wollten ins schützende Wasser — da war er schon bei ihnen, der Mensch, ihr furchtbarster Feind, schnitt ihnen den Weg ab.

Die Knüppel sausten. Die Jagd begann.

Auch Nansen hatte in einem der Boote gesessen, sein Gewehr auf dem Rücken, den Robbenschläger in der Hand. Als einer der ersten war er auf der Scholle — aber er hob den Schläger nicht. Jagd sollte das sein? Morden war es, mitleidloses, hastiges Morden. Ekel schüttelte ihn. Gewiß, gewiß, er hatte gelesen, daß die Robbenfänger nach guter Fangzeit mit sechs-, mit acht-, mit zehntausend Fellen erschlagener Tiere zurückkamen. Daß es aber so vor sich ging ...

Knudsen lief vorbei. „Los, los, Nansen — mitmachen!“

„Ich kann nicht. Die schönen Tiere ...“

Ein paar Matrosen lachten. Höhnten: „Ein toller Jäger, der Nansen!“

Krefting kam vorbeigesprungen, blieb für eine Sekunde stehen. „Es ist unser Brot, Nansen, unser Brot und das unserer Familien! Dort hinten — sehen Sie? — dort wollen ein paar Robben ausbrechen! Schießen Sie! Zeigen Sie, was Sie können!“

Schießen konnte er. Er hob die Büchse. Schuß auf Schuß traf. Die Männer in seiner Nähe blickten hoch, nickten anerkennend — töteten weiter. Heute war Erntetag für sie. Sie würden etwas in Händen haben, wenn sie nach Hause kämen. Aber noch war es nicht soweit.

Gleich auf dem Eis wurde den Robben die Haut abgezogen. Das Einsalzen der Felle konnte später auf dem Schiff geschehen. Erst hieß es weitersuchen nach neuen Herden. Nach neuen Ernten. Noch war Platz in den Vorratsräumen.

Auf Kapitän Kreftings Gesicht lag nach den trüben Tagen des Wartens jetzt eitel Sonnenschein, mochte die Sonne sich unterdessen auch hinter Wolken verkrochen haben.

Es war ein unangenehm kalter Nordmeersommer, der von 1882. Dem Kapitän war das gleichgültig. Immer weiter brachte er seinen „Wiking“ ins Eis hinein, solange, bis das Schiff unvermutet Ende Juni einfrohr und mit dem Eis auf Grönland zugetrieben wurde.

„Verdammt noch mal, 'ne schöne Geschichte!“ Alle fluchten und wetteten. Aber da war nun nichts anderes zu machen als zu warten, bis man mit der Eisdrift in südlichere Gegenden gelangte und wieder freikam.

Etwas beklemmend blieb nur, daß man von Nordmeerseglern wußte, die eingefroren und verschollen waren. Sie konnten nur vom Eis zerdrückt, vom Meer verschlungen worden sein.

Nun, da das Schiff festlag, brachen ruhige Wochen an.

Nansen war mit allen auf dem „Wiking“ gut Freund geworden. Manche Stunde verbrachte er im Mannschaftslogis, hörte zu, wenn die Matrosen von ihren Fahrten erzählten oder kramte selbst sein Wissen vor ihnen aus.

„Der Fridtjof“, sagte Sörensen einmal, als Nansen gegangen war, „der Fridtjof ist nicht bloß ein ganzer Kerl, der ist auch 'n bannig gelehrtes Haus. Habt ihr gesehen, was für seltsames Zeug er in seiner Kajüte stehen hat, Gläser und Instrumente und Lupen und — und 'n Mi-kro-skop oder wie das Ding heißt? Wenn er mit seinen Schöpfnetzen allerlei kleines Viehzeug aus dem Meer gefischt hat, Gekrabbel, das man mit bloßem Auge kaum erkennen kann, sitzt er tagelang an den Geräten und studiert, untersucht, schreibt, zeichnet — kein Mensch kann draus klug werden. Aber er, er weiß schon, was er macht.“

Die Zuhörer nickten Beifall. Zum Sprechen waren sie zu faul. Sörensen nicht; der war viel zu begeistert. „Und Kräfte hat er — man traut's ihm gar nicht zu. Wie er uns beim Rumpfhakeln übers Deck hat kollern lassen, einen nach dem andern — das war doch was. Der Nansen, sage ich euch, wenn der sich was vorgenommen hat, das führt er auch durch. Der kann noch mal 'n ganz berühmter Mann werden!“

„Schon möglich“, gaben die andern zu.

Eines Tages, als sie wieder mit Nansen um den kleinen Ofen saßen und in ihren Erinnerungen gekramt hatten, stieß ihm Knudsen freundschaftlich den Ellbogen in die Rippen. „Weißt du, Fridtjof“, sagte er, „du müßtest uns auch mal 'n bißchen was von dir erzählen, so von früher, verstehst du?“

Nansen lachte. „Von mir? Wollt ihr hören, was ich früher alles ausgefressen habe?“

„Doch, doch, möchten wissen, was du für'n Musterknabe warst.“

„Woll, woll“, stimmten die andern zu, „fang an, Jung!“

Seine Kindheit. Ganz deutlich sah er den Hof noch vor sich, das Haus, den Garten, Wald und Fluß. Er lächelte in Gedanken an die Mutter, deren Reich das alles war, denn Vater hatte ja tagsüber in der Stadt zu tun . . .

Und schon war er im Erzählen: „Mein Vater — ein wunderbarer Mann, ernst, weiterfahren, rechtschaffen — mein Vater war Notar in Christiania. Viel Zeit hatte er nicht für uns Kinder, denn wir wohnten drei Kilometer außerhalb der Stadt auf dem Gut Store-Froen, das uns gehörte. Dort wurde ich am 10. Oktober 1861 geboren.“

Nein, vom Vater merkten wir die Woche über nicht viel — desto mehr hingen wir an der Mutter. Meine Mutter! Vater hatte wirklich in den Glückstopf gegriffen, als er Mutter heiratete. Was für eine Frau aber auch! Liebevoll, tüchtig, tatkräftig. Sie war schon zu einer Zeit Schi

gelaufen, da dies selbst bei uns in Norwegen noch als höchst unschicklich für Mädchen galt. Ihre Tatkraft behielt sie auch als Hausfrau bei. Mit derselben Gründlichkeit, mit der sie Hof und Garten in Ordnung hielt, sorgte sie für die Erziehung ihrer Kinder.

Wir beiden Buben, mein Bruder und ich, wir wurden wahrlich keine verzärtelten Muttersöhnchen, sondern richtige Jungen, wie sie auf einen Hof gehören, der inmitten herrlicher Schihügel und dicht am forellenreichen Frognerfluß lag.

Er hatte es in sich, dieser Frognerfluß mit seiner reißenden Strömung und seinen vielen Wirbeln — besonders im Winter. Das Eis, das ihn dann deckte, blieb wegen der Wirbel ungleichmäßig. Zwar war es bei klirrendem Frost so dick, daß es Pferd und Wagen tragen konnte, doch gab es dünne Stellen dazwischen, die man vom festen Eis kaum unterscheiden konnte, zumal wenn Schnee gefallen war.

Wir Bengels machten uns so lange keine Gedanken darüber, bis — ja, bis einmal beim Schlittschuhlauf mein Bruder plötzlich nicht mehr da war.

Es hatte neben mir ein Krachen und Brechen im Eise gegeben, mein Kopf war herumgefahren — da sah ich nur noch seine Hände sich am wegbröckelnden Rand eines Eisloches anklammern, sah blankes Wasser zwischen dünnen Eisschollen. Gleich würden seine Hände unter dem Druck der Strömung loslassen müssen . . .

Schon lag ich lang neben dem Loch. Das Eis unter mir knisterte. Ich griff ins Wasser, faßte seinen Rockkragen — zog, zog. Wie stark die Strömung war! Doch nun kam sein Kopf nach oben; der Mund konnte wieder atmen, tief und keuchend. Ich zerrte rückwärtskriechend an seinen Schultern, er half mit Armen und Beinen nach. Die Eiskante brach mehrmals unter dem Gewicht seines Oberkörpers ein, dann aber hielt sie, daß er sich hochstemmen und ich ihn aus dem Wasser herausziehen konnte.

Wie sah er aus! Seine Zähne schlugen im Schüttelfrost gegeneinander; die beißende Kälte drang durch die nasse Kleidung, ließ sie zu Eis erstarren. Bloß schnell nach Hause. Was würde Mutter sagen? Am besten, ihr gar nichts davon erzählen. Wir kletterten ungesehen auf den Futterboden, krochen bis zu den Nasenspitzen ins wärmende Heu und blieben so lange dort liegen, bis wir trocken waren."

„Und eure Mutter?“ wollte Knudsen wissen.

„Mutter wunderte sich nur, daß wir für einige Zeit so wenig Freude am Eislaufen hatten.“

Nun ja, das wäre wohl zu begreifen, meinten die Zuhörer.

„Es gab bald genug andere Aufregung für sie“, spann Nansen seinen Faden weiter. „Eine Nähmaschine kam ins Haus. Welche Sensation für uns! Klar, daß wir diesem Wunderding so eindringlich auf den Grund gehen mußten, bis wir es in alle seine Bestandteile zerlegt hatten. Meine Mutter war sprachlos, als sie die Bescherung sah. Ihr könnt mir glauben, da war dicke Luft.“

Sie glaubten es, die bärtigen Männer, die in dem engen Logis saßen, ihre Pfeifen rauchten oder ihren Priem kauten und froh waren, unterhalten zu werden, ohne selbst viel reden zu müssen. Dicke Luft war hier auch, aber die hatte andere Ursachen. Einer stand auf, brachte die blakende Lampe in Ordnung, munterte dabei zum Weitererzählen auf: „Und dann?“

„Nun, das Gewitter ging noch einmal vorüber, weil es mir tatsächlich gelang, die Nähmaschine wieder zusammenzusetzen und in Schwung zu bringen. Aber von nun an hieß es: Finger weg davon!“

Also das — haha — das verstanden sie alle.

„Das Schönste im Sommer war das Angeln. Manche Forellenportion haben wir damals aus dem Fluß geholt. Einmal aber hatte ich einen ganz seltenen Fisch an der Angel: mich selbst!

Wie es gekommen war, weiß ich auch nicht. Ich wollte die Angel mit weitem Schwung auswerfen, und da — zack! — saß mir der Angelhaken in der Lippe, richtig schön tief drin.

Ihr habt jetzt gut lachen; mir war gar nicht nach Lachen zumute. Ich kam mir vor wie ein Fisch, der auf den Köder hereingefallen ist. Der Widerhaken, dieses Teufelsding, der hält fest. Mich ließ er auch nicht los, ich mochte anstellen, was ich wollte. Und weh tat das!

Da konnte nur noch einer helfen: Mutter. Also hin zu ihr. Sie wußte Rat, wie immer. Ein tüchtiger Schnitt mit Vaters Rasiermesser, ein paar Tropfen Jodtinktur auf die Wunde — ich war frei. Nein, wehleidig wurden wir bei solcher Erziehung nicht.“

Nansen schwieg, weil seine Gedanken bei der Mutter verharren. Dann, als sie wieder in die Gegenwart zurückkamen und er die Blicke der Eismeerfahrer auf sich gerichtet sah, empfand er es als ein wenig lächerlich, diesen Männern mit solchem Kindschram zu kommen.

Er wollte aufhören. „Ich langweile euch doch mit meinen Kinder geschichten nur“, sagte er.

„Nee, nee, nee“, winkten die Zuhörer ab, „man weiter, weiter.“

Also wieder hinein in die Vergangenheit.

„Schilaufen, das war unser größtes Wintervergnügen. Ich erinnere mich noch an meine ersten Schier, diese armseligen Dinger, die andere schon

abgelegt hatten. Sie waren nicht einmal gleich lang. Als mich der Buchhändler Fabritius, ein Freund von Vater, damit rumstaken sah, lachte er. Ich ärgerte mich darüber und schämte mich. Er merkte es und wollte mich mit dem Versprechen trösten: „Du sollst ein Paar richtige Schier von mir kriegen.“

Der Frühling kam, der Sommer, und kein Mensch dachte bei blühenden Wiesen ans Schneeschuhlaufen — bloß ich. Mir gingen die versprochenen Schier nicht mehr aus dem Kopf. Als auch der Herbst zu Ende ging, verlor ich die Geduld. Wenn der gute Herr Fabritius nicht mehr an sein Versprechen dachte, mußte man ihn eben daran erinnern. Ich pflanzte mich also eines schönen Tages mitten auf dem Weg auf, den er benutzte, um in die Stadt zu fahren. Er mußte halten.

„Hallo, Fridtjof“, sagte er, „was ist los?“

„Nu, Herr Fabritius, was wird'n aus meinen Schiern?“

„Wirst sie schon kriegen.“ Er lachte.

Tag um Tag war ich zur Stelle mit meinem: „Nu, was wird'n aus den Schiern?“

Hatte ich nicht recht? Was man verspricht, soll man nicht behalten. Endlich war der Winter da.

Als ich einmal aus der Schule nach Hause kam, lag ein riesig langes Paket in der Stube. Hurra, sie waren es, die versprochenen Schier! Aus Esche, rotlackiert mit schwarzen Streifen. Es gab keine schöneren auf der Welt. Ich hatte sie zehn Jahre lang. Mit ihnen machte ich meinen ersten großen Sprung auf der Husebyschanze.

Kennt ihr die Husebyschanze? Oh, das ist ein Ding! Auf allen Hügeln durften wir uns mit den Schiern rumtreiben, die Husebyschanze aber war für uns verboten. Sie war zu schwierig für uns Jungen, war bloß für die Könner da, für die Berühmten, die Schikanonen.

Der Berg aber lockte an jedem schönen Wintertag, lockte so lange, bis ich der Lockung nicht mehr widerstehen konnte. Hinauf!

Anfangs lief ich von der Mitte der Schanze wie die meisten anderen, und das ging gut. Dann sah ich aber, wie einer von ganz oben lief. Donnerwetter, war das ein Sprung! Das mußte ich auch versuchen. Ich sauste auf gut Glück los, kam aus rasender Fahrt zum Absprung, schwebte in der Luft, setzte auf — und polterte in eine Schneewehe hinein.

Damals pflegten wir die Schier nicht festzubinden — zum Glück für meine Knochen. Die Bretter blieben im Schneehaufen stecken, während ich noch ein Stück weiter durch die Luft flog. Kopfüber landete ich im Schnee, bis zum Leib darin versinkend.

Totenstill wurde es auf der Schanze. Die Jungs, die bei meinem Sprung noch geöhlt hatten, glaubten, ich hätte den Hals gebrochen. Als ich mich aber bewegte und endlich aus meinem Schneeloch herauskrabbelte, da erscholl ein Hohngelächter, ein endloses Hohngelächter über den ganzen Hügel. Ein Jahr danach gewann ich ein Wettspringen auf derselben Schanze.“

„Was du doch für'n Allerweltskerl gewesen bist“, spöttelte Sörensen, gutmütig lachend. „Für die Schule hast du dann nicht mehr viel Zeit gehabt, was?“

„Oh, da kennst du meinen Vater schlecht! Die Schule ging allem anderen vor. Ich war bestimmt nicht der beste Schüler, wohl aber der stärkste meiner Klasse und darum auch tonangebend. Es kam von ganz allein, daß sich die anderen mir unterordneten. Ich hielt es für selbstverständlich und fühlte mich in meiner Rolle als Anführer sehr wohl, bis — ja, bis Karl kam.“

Karl, das war ein Neuer, der — hatte man das erlebt? — sich mir nicht fügen wollte. Er lachte nur. Lachte mich aus! Mit einemmal war die schönste Keilerei im Gange, mitten auf dem Schulhof. Der Arm des Lehrers brachte uns auseinander.

Wieder vertragen? Kam gar nicht in Frage! Wir waren bittere Feinde.

„Gut“, sagte der Lehrer, der seine Pappenheimer kannte. Er sperrte uns zusammen in ein Klassenzimmer ein. „Hier könnt ihr euch weiter prügeln, wenn ihr Lust habt.“

Da saßen wir nun in dem leeren Raum und sahen aneinander vorbei. Sich hauen, wenn niemand da ist, vor dem man sein Ansehen wahren muß? Nein ... Langweilig war es, eingesperrt zu sein. Die Zeit verging überhaupt nicht. Karl holte ein Buch aus seiner Schultasche heraus und begann zu blättern. Ich sah, daß bunte Bilder darin waren. Er merkte meinen Blick, obwohl ich gleich wieder weggeguckt hatte.

„Robinson Crusoe“, sagte er. „Kennst du das Buch?“

Mein „Nein“ klang freundlicher, als ich es eigentlich gewollt hatte.

Als der Lehrer nach einer Stunde die Klassentür wieder aufschloß, fand er uns einträchtig nebeneinander sitzend, Bilder beguckend. Von dieser Stunde an waren Karl und ich die dicksten Freunde.

Das war nicht die einzige Strubbelei aus meiner Schulzeit.

Ihr kennt doch Balkeby, den Vorort von Christiania? Eine rauhe Gegend, damals berüchtigt wegen einer Horde Straßenjungs, die allerlei Unfug anstellte.

Jeden Tag, wenn wir zur Schule gingen, mußten wir dort durch. Ich ließ mich sonst von den Störenfrieden nicht aus der Ruhe bringen, aber

als sie uns eines Tages mit Lederriemen empfingen, in die sie Steine eingeflochten hatten, da war's aus! Meinen Bruder hatten sie schon am Kopf getroffen. Er blutete.

Woher ich den dicken Knüppel so schnell hatte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, daß ich damit voller Zorn auf die Bande losprügelte und sie in die Flucht schlug. Da hat mancher seinen Denkart abgekriegt. Von nun an konnten wir ungehindert durch Balkeby gehen."

Die Zuhörer lachten.

Johansen schüttete eine Schaufel Kohlen in den Ofen, daß der Widerschein der aufzuckenden Flammen über die bärtigen Gesichter der Nordseefahrer huschte und wunderliche Schatten an die Wand des kleinen Raumes malte.

Knudsen hielt's mit den Sprichwörtern. „Es ist nicht nötig, Hunde mit Bratwürsten zu werfen, wenn man Knüppel hat“, sagte er, „und auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Nansen, der Knudsens Eigenart schon kannte, lachte.

„Das mit dem groben Keil stimmt nicht immer. Manchmal ist eine Portion Geistesgegenwart besser als die geballte Faust.“

Und als der Angesprochene zweifelnd den Kopf schüttelte ...

„Glaubst du nicht? Hör zu. Ich werde damals gerade vierzehn Jahre alt gewesen sein, als ich mit meinem Bruder ziemlich spät abends von einem Kinderfest nach Hause ging.“

Solch Fest war ein fröhliches Tanzvergnügen für die Schuljugend der Stadt mit lustigen Spielen und Wettbewerben. Den Gewinnern wurden herrlich glänzende Orden aus vergoldeter Pappe und bunten Glassteinen auf die künftige Heldenbrust geheftet.

Ich trug zwei dieser prachtvollen Ordenssterne unter meinem Mantel, als wir in den nur spärlich vom Mond beleuchteten Straßen auf dem Heimweg waren.

Plötzlich hörten wir aus einer Nebengasse erschreckte Mädchenstimmen, denen Gelächter aus Männerkehlen folgte.

„Seid bloß nicht so zimperlich!“ Der Stimme hörte man an, daß der Sprecher sich ein paar Groggs zuviel zugemutet hatte.

„Lassen Sie uns doch zufrieden!“ Die das ausrief, hatte Angst, große Angst.

„Los, hin!“ sagte ich zu meinem Bruder. „Da stimmt was nicht.“

Drei Burschen, achtzehn-, zwanzigjährig vielleicht, belästigten zwei Mädchen.

Mein Bruder, noch mehr Hitzkopf als ich, ging dazwischen. „Wollen Sie die Damen gefälligst in Ruhe lassen! Sonst ...“

Daß dieses ‚Sonst‘ eine leere Drohung war, wußten die drei genau wie wir, zumal wir nirgendwo etwas Handfestes fanden, das ihm den Anschein einer realen Grundlage gegeben hätte.

Sie lachten denn auch nur, höhnten: ‚Kiek doch an, die Herren Kavalier! Habt ihr eure Schularbeiten schon fertig? Geht lieber zu Muttern, laßt euch trockenlegen!‘

Als wir uns trotzdem zwischen sie und die Mädchen schoben, wurden sie ungemütlicher. ‚Wenn ihr nicht gleich verschwindet ...‘ Und sie holten aus.

Was sollten wir beide gegen drei große Kerls ausrichten? Wir hätten unsere Prügel bezogen, ohne helfen zu können. Da — ein Gedanke: die Orden!

Ich riß mir den Mantel auf. Die Pappsterne auf meiner Brust glänzten im matten Licht des Mondes, ihr buntes Glas funkelte. Übertrieben scharf und hell dann meine Stimme: ‚Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?‘

Mein Bruder stutzte nur einen Augenblick, hatte dann begriffen, brachte ein: ‚Aber Hoheit!‘ heraus.

Große Augen auf der anderen Seite, überraschtes Schweigen, hastiges Flüstern: ‚Au Backe, Mensch! Vielleicht ’n Prinz? Nischt wie weg!‘ Die drei Raufbolde verschwanden ... Ja, Freunde, und das werde ich jetzt auch tun. Ich muß noch ein bißchen frische Luft schnappen.“

Nansen reckte sich und stieg die Treppe zum Verdeck empor. Die Polarnacht nahm ihn mit eiskalten Armen auf. Es war nicht dunkel. Der „Wiking“ lag noch immer in der Nähe des Polarkreises. Da bleibt die Sonne während der kurzen Sommerzeit auch nachts über dem Horizont.

Weit im Westen lockte Grönland. Seine vereiste Küste, seine Zinnen und Gletscher standen in leuchtendem Weiß über dem Gürtel treibenden Eises, darin der „Wiking“ gefesselt lag.

Grönland — Grünland. Von Erik dem Roten so genannt, dem Totschläger, der wegen seiner Tat aus Island hatte fliehen müssen und etwa um das Jahr 986 an der eisfreien Südwestküste der riesigen Insel eine Kolonie gründete. Mit dem hoffnungsvollen Namen zog er weitere Ansiedler nach, bis das Land Jahrhunderte später wieder in Vergessenheit geriet.

Im Jahre 1576 entdeckte Frobisher, der Engländer, Grönlands Küste von neuem; Davis, Hudson und Baffin segelten nach ihm an ihr entlang, ohne einen Zugang zum Land zu finden. Erst 1721 gelang es dänischen Seefahrern, an der Westküste zu landen und Siedlungen anzulegen: Godthaab, Christianshaab, Frederikshaab, Julianehaab ...

Die eisgepanzerte Ostküste aber blieb abweisend, wenn ihr Verlauf auch nach und nach entschleiert wurde. Betreten hatte sie, die der Schrecken aller Robbenfänger war, kaum ein Mensch.

Da lag sie und lockte, weckte die Abenteuerlust und den Entdeckerdrang im Herzen des stillen Betrachters.

„Abends und nachts“, schrieb er, „wenn die Sonne auf ihrer Himmelsrunde sie berührte und Luft und Wolken dahinter in Brand steckte, trat ihre wilde Schönheit noch bezaubernder hervor.“

Warum sollte es nicht möglich sein, sie zu erreichen. sie zu bezwingen? Das Land dahinter zu erforschen, das Land, das keines Menschen Auge bisher gesehen hatte? Welch eine Aufgabe wäre das! Welch ein Gewinn für die Wissenschaft! Durchqueren müßte man es, ihm sein Geheimnis entreißen!

Kapitän Krefting lächelte nur mitleidig zu dem Plan. „Da hinauf? Unmöglich, Nansen. Glatte Selbstmord. Wir können schon froh und glücklich sein, wenn wir mit unserem Schiff aus diesem Eispanzer wieder rauskommen. Und da wollen Sie noch dichter heran? Hier ist einmal eine ganze Walfängerflotte an die Küste getrieben worden. Ihre Schiffe knickten wie Eierschalen; dreihundertzwanzig Menschen kamen ums Leben. Oder denken Sie an das deutsche Polarschiff ‚Hansa‘, das 1869 in dieser Gegend zerbrach. Nee, nee, lieber Freund, Draufgängertum und Wagemut sind ja ganz schön, aber alles muß seine Grenzen haben.“ „Ob die Grenzen nicht für jeden anders gezogen sind?“ fragte sich der Einundzwanzigjährige.

Wochenlang trieben sie im Strom des Eises südwärts, bis die Umklammerung lockerer wurde, das Eis zerbrach und dem „Wiking“ die Bahn zur Heimfahrt freilag.

Für den jungen Forscher begannen Jahre ernster wissenschaftlicher Arbeit in der zoologischen Abteilung des Museums in Bergen, Jahre, in denen er zu neuen, wichtigen Ergebnissen auf dem Gebiet der Meeresfauna kam. Besonders hatte es ihm die Kleinlebewelt angetan. Die Fachleute wurden aufmerksam und fingen an, seinen Namen zu nennen.

Manchmal, wenn er im Labor hinter dem Mikroskop saß, wieder etwas Neuem auf der Spur — manchmal unterbrach er seine Arbeit. Dann erblickte er wie ein Traumbild, wie eine Fata Morgana die leuchtende und lockende Küste Grönlands, hinter der sich das noch unerforschte Innere des Landes verbarg.

„Nansen, Sie träumen!“ wurde er angerufen.

Nein, es waren keine blassen Träume, die ihm durch den Kopf gingen — er plante, rechnete, projektierte.

Und wenn er turnte oder lange anstrengende Bergfahrten in das Fjell, das herrlich wilde Hochland Norwegens, unternahm, dann wußte er genau, warum er das tat, warum er seinen Körper zu immer größerer Leistungsfähigkeit erzog.

Er hatte ein Ziel vor Augen.

2. KAPITEL

Grönlandfahrt

Im Juni des Jahres 1888 schob sich wieder ein Robbenfänger in den Eisstrom vor Grönlands Ostküste hinein.

Der blonde, hochgewachsene Mann vorn an der Reling, der zusah, wie der Bug des Schiffes polternd die ersten Schollen zur Seite schob, war Fridtjof Nansen. „Doktor“ Nansen.

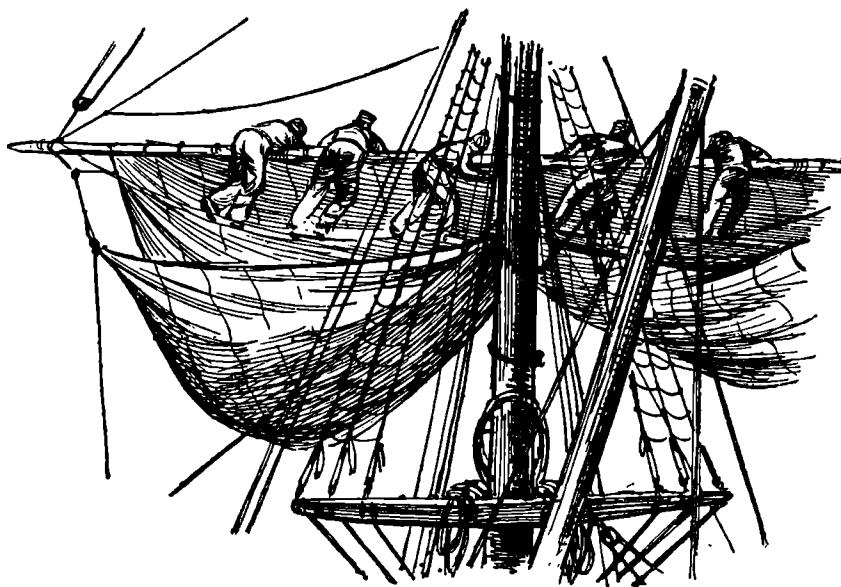
Die Jahre in Bergen — wie weit lagen sie zurück. Dabei waren kaum vier Wochen vergangen, seit er die Heimat verlassen hatte. Die Aufgabe, die vor ihm stand und gelöst werden mußte, wenn er und seine Gefährten weiterleben wollten — diese Aufgabe ließ alles Frühere verblassen. Sie verlangte den ganzen Menschen.

Der Plan, Grönland zu durchqueren, jahrelang erwogen und sorgfältig vorbereitet, sollte nun Wirklichkeit werden.

Es hatten sich unterdessen schon andere daran versucht. Nordenskiöld, der große Nordenskiöld, Entdecker der arktischen Nordostpassage, gehörte dazu. Zweimal war er von der Westküste Grönlands aus aufgebrochen. Beide Male mußte er umkehren, nachdem er einmal fünfzig, dann einhundertsebzehn Kilometer in die Eiswüste, die „Sahara des Nordens“, wie er sie nachher nannte, vorgedrungen war.

Dann — vor zwei Jahren — hatte es Peary unternommen. Einhundertneunzig Kilometer konnte er bezwingen, ehe er geschlagen zurück mußte. Einhundertneunzig Kilometer — ein Drittel der Strecke nur, die Nansen und seine Gefährten zu überwinden haben würden. Einhundertneunzig Kilometer in dreiundzwanzig Tagen — und einhundertneunzig Kilometer wieder zurück.

Aber Peary konnte zurück, denn auch er war, wie alle anderen vor ihm, von der besiedelten Westküste ausgegangen.



Einhundertneunzig Kilometer? Dreihundertachtzig waren es doch, die Peary hinter sich gebracht hatte! Hin und zurück. Noch zweihundert Kilometer dazu, und er hätte das rätselhafte Land durchquert. Er hätte sagen können, ob es dort Wälder gäbe und Tundren, wie manche Geographen annahmen.

Fünfhundertachtzig Kilometer geradeaus. Und dann? Dann hätte er an der eisgepanzerten, lebenabweisenden, unbesiedelten Ostküste gestanden — ohne Aussicht auf Hilfe. Ohne Aussicht, denselben mörderischen Weg nochmals zurücklegen zu können. Zurück nach Westen, wo die Rettung lag.

Die Stiecke einmal bezwingen? Vielleicht möglich.

Hin und zurück? Unmöglich!

So wurde der Plan geboren, der neue, der kühne, der einzigartige: vom Osten aus einzusteigen in das geheimnisumwobene Land und der Westküste zuzustreben — dem Leben entgegen.

Wenn es dabei aber unbezwingbare Schwierigkeiten gab? Wenn ein Vorwärts nicht mehr möglich war? Ein Zurück war es noch viel weniger, denn dies war der Plan: Man würde mit einem Robbenschläger so weit es ginge in den Eisgürtel der Ostküste vordringen. würde das Schiff verlassen und das letzte gefährliche Stück bis zum Land mit Booten

durchqueren. Dann galt es, den Eishang der Küste zu ersteigen, um mit Schlitten und Ski den Marsch nach Westen anzutreten. Das Schiff aber — einzige rückwärtige Brücke zur Heimat — das Schiff würde weiterfahren, Robben schlagen, Wale jagen — es könnte wegen des sich ständig verändernden Eisstromes nicht wieder hierher zurückkehren. Die Brücke hinter ihnen wäre abgebrochen.

Gut zwei Monate später sollte ein Dampfer auf der Westseite der Insel in Godthaab anlegen, einer kleinen dänischen Eskimosiedlung — dem Ziel der Expedition. Mit diesem Dampfer wollte man heimkehren, wenn die Tat gelungen, wenn man angekommen war.

Wohl hatten maßgebende Fachleute diesen Plan befürwortet; wohl kamen die fünftausend Kronen, die zu seiner Ausführung nötig waren — lumpige fünftausend Kronen, von der Regierung aber verweigert — endlich zusammen; doch es gab noch genug Stimmen, die den Plan ablehnten, ihn wahnwitzig nannten, sich lustig darüber machten. Wie hatte doch eine Zeitung aus Christiania gespottet?

„Schaustellung.

Im Juni gibt Konservator Nansen auf dem inneren Grönlandeis eine Vorstellung in Schneeschuhlauf mit Weitsprung. Numerierte Sitzplätze in den Gletscherspalten. Rückfahrkarte wird gespart.“

Sie würden die Rückfahrkarte doch brauchen, er und seine Begleiter: Da kamen sie aus der Kajüte, strotzend vor Gesundheit und Lebenslust. Otto Sverdrup, der Freund; Leutnant Dietrichson; Kristiansen, der Bauer aus dem Fjell; die beiden Lappländer Balto und Ravna, sehnige, untersetzte Gestalten — alles Männer, die schon ihre Erfahrungen in den nördlichen Eisregionen gesammelt hatten. Sie kannten deren Gefahren und verstanden ihnen zu trotzen.

Die Küste lag in dunstiger Ferne, kaum als Schatten erkennbar. Der Eisriegel vor ihr, wohl fünfundsiebzig Kilometer breit, wurde dichter mit jedem Meter, den das Schiff sich vorwärts quälte.

Der Kapitän kam mit bedenklichem Gesicht. „Nichts zu machen, Herr Nansen. Hier kommen wir nicht durch. Müssen wieder raus aus dem Eis, wenn wir nicht festsitzen wollen.“

Eine unangenehme Lage. Sie befanden sich dem Punkt der Küste gegenüber, von dem aus sie den Einstieg in das Land finden wollten. Aber es war unmöglich, das unübersehbare Band treibender Eisschollen mit den beiden Booten zu durchqueren. Fünfundsiebzig Kilometer Eis, viel mehr, als sonst zu dieser Jahreszeit hier vorkam.

Was tun?



Es blieb nichts anderes übrig, als an der Eiskante entlang weiter nach Norden vorzustößen, bis man eine Stelle fand, die das Landen erlaubte.

Es wurde eine harte Geduldsprobe. Tag um Tag saß Nansen im Krähen-nest, immer ungeduldiger hinüberblickend zum Land, dem er nicht näherkommen konnte. Woche um Woche verflog, kostbare Sommer-wochen, die abgingen von der kurzen Zeit, in der das Durchqueren des Landes überhaupt möglich sein würde.

In der fünften Woche wurde das Eisband endlich schmaler, kam die Küste näher. Zwölf, fünfzehn Kilometer mochte sie noch entfernt sein. Zwischen dem Land und dem Eisstrom sah Nansen vom Mastkorb aus einen breiten Streifen freien Wassers, der die ganze Küste säumte.

Wenn überhaupt, dann mußte die Landung hier möglich sein. In Gottes Namen also hinunter mit den schwerbeladenen Booten. Ein letztes Lebewohl von Kapitän und Mannschaft, und nun galt alle Aufmerksamkeit nur noch den sich ständig verändernden Spalten zwischen dem treibenden Eis, in denen dunkel das Wasser gluckste. Mühsam arbeiteten sich die Boote hindurch, dem Lande entgegen. Immer höher wuchsen seine Eiswände empor; immer kleiner wurde das Segel hinter ihnen.

Es ging. Sie kamen vorwärts, besser als sie gedacht hatten. Beinahe war das freie Wasser erreicht — da stieß eins der beiden Boote gegen den schartigen Rand einer Eisscholle.

Der Stoß war nur schwach, doch er genügte, eine Planke einzudrücken. Wasser sprudelte herein. So kurz vor dem Ziel noch ein Aufenthalt, das war unangenehm, aber es hätte schlimmer ablaufen können. In zwei, drei Stunden würde das Leck abgedichtet sein.

Heran also mit dem Boot an die Eisscholle, damit es entladen und hochgezogen werden kann! Schwierige Arbeit, bei der die sechs Männer

gehörig in Schweiß gerieten. Auch das zweite Boot mußte für die Dauer der Reparatur nach oben, um nicht durch andrängende Schollen beschädigt zu werden.

Die große Eisplatte, auf der sie nun versammelt waren, trieb langsam im Strom der anderen weiter.

Langsam?

Zog die Küste nicht immer schneller vorüber?

Strömte das Wasser nicht reißender?

Kam nicht Wind auf wie bei rasender Fahrt?

„Himmel, Tod und Teufel — was geschieht mit uns?“

Die Männer sahen sich an, schreckensbleich die Gesichter.

Eine neue Strömung hatte sie erfaßt und trieb sie mit immer größerer Geschwindigkeit vom Lande fort, das eben noch zum Greifen nahe gewesen war.

„Schnell, Freunde, schnell die paar letzten Handgriffe am Boot getan und wieder ins Wasser damit! Vielleicht ...“

Der Satz blieb unausgesprochen.

Eine graue Wand stand vor ihnen, schluckte die Sonne. Nebel war es, dichter, undurchdringlicher Nebel, in den sie hineintrieben. Kalt und feucht umhüllte er die Männer, ihnen jeden Ausblick und damit jede Möglichkeit zum Handeln nehmend.

Zehn endlos scheinende Tage trieben sie im Ungewissen. Wohin? Aufs Meer hinaus? Ins Verderben? Niemand konnte es sagen.

Als sich der Nebel endlich hob, erblickten sie nahebei die Küste einer weit ins Meer vorspringenden Landzunge. Rasch waren die Zelte abgebrochen.

„Wunderbar, wie schnell sich das Rad des Schicksals dreht!“ beschreibt Nansen diese Stunde. „Es war ganz klar, daß wir das Land in kurzer Zeit erreichen mußten; hätte uns jemand das gestern gesagt, so würde niemand von uns an eine solche Möglichkeit geglaubt haben.“

Wir stießen von unserer Eisscholle ab, und so schnell wie acht starke Arme uns vorwärts zu führen vermochten, ging es durch das offene Wasser zwischen den Eisschollen hindurch. Wir konnten fast den ganzen Weg rudern, nur an einzelnen Stellen mußten wir uns Bahn brechen.

Nach Verlauf von wenigen Stunden waren wir aus dem Eise heraus. Das Gefühl, das uns beseelte, als wir unsere Boote an der letzten Eisscholle vorbeisteuerten und das offene blanke Wasser sich bis an die Küste erstrecken sahen, läßt sich kaum mit Worten beschreiben... Es war, als seien wir aus einer langen traurigen Gefangenschaft erlöst...“

Die Landung gelang leicht.

Wo aber befanden sie sich?

Für einen Augenblick brach die Sonne durch den Wolkenvorhang, gerade so lange, wie notwendig war, den Sextanten zu ergreifen und die Sonnenhöhe damit zu messen. Daraus und aus der genauen Zeit des Null-Meridians, die ihre Uhren anzeigten, ließ sich der Standort berechnen. Sie waren fast bis zur Südspitze Grönlands abgetrieben worden. Das hieß, im freien Küstenwasser nun wieder nordwärts rudern, fünfhundert Kilometer nach Norden, um etwa den Punkt zu erreichen, von dem aus sie ursprünglich ins Land hatten einsteigen wollen.

Und sie ruderten. Der Juli ging zu Ende. Nur noch knapp zwei Monate blieben ihnen, die Westküste zu erreichen, wenn sie nicht vom Nordlandwinter überrascht werden wollten, dem sie schutzlos gegenüberstehen würden, den Untergang vor Augen.

„Rudert, Freunde, rudert!“

Großartig und gewaltig zog sich die Küste dahin, an der sie Tag um Tag entlangfuhren, vorbei an den Mündungen riesiger Gletscher, dem Ursprung der atlantischen Eisberge, vorbei an tiefeingeschnittenen Fjorden und eisgepanzten Felskuppen.

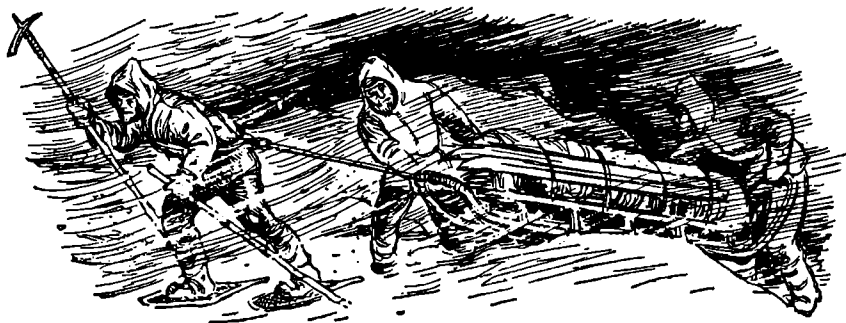
„Weiter, Freunde, weiter!“

Mehrmals ging die Fahrt dicht am Verderben vorbei, wenn turmgroße Eisklötze von den Gletschern abbrachen und gerade dort ins Meer stürzten, wo vor Minuten noch die Boote gewesen waren. Wenn unversehens eines der im Wasser schwimmenden Eisgebirge kenterte und das Meer ringsum so gewaltig aufschäumen ließ, daß nun auch andere Eisberge seinem Beispiel folgten. Dann verwandelten sich die stillen Buchten in brodelnde Hexenkessel, in denen die Boote gleich Nußschalen umhergeworfen wurden.

Erschwerend für die hart arbeitenden Menschen war, daß mit dem Proviant sparsam umgegangen werden mußte. Fast ein Monat war vergangen, seit sie die Brücke zur Welt hinter sich abgebrochen, den Robbenfänger verlassen hatten. Verlorene Zeit, denn die eigentliche Aufgabe lag immer noch vor ihnen.

Mitte August war es dann soweit. Die Expedition befand sich ungefähr auf demselben Breitengrad, auf dem vor mehr als acht Wochen der erste Vorstoß durch den Eisgürtel mißglückt war.

Zur gleichen Zeit, da die Männer angestrengt die Küstenlinie nach einer geeigneten Aufstiegsstelle absuchten — zur gleichen Zeit legte drüben in Godthaab der Dampfer an, mit dem sie — wenn alles planmäßig gegangen wäre — hatten heimreisen wollen. Er würde schlechte Kunde nach Hause bringen.



Ein Zugang zum Land — „mit Eismauern zu beiden Seiten und einem schmalen Streifen hoch oben“ — wurde gefunden.

Das Abenteuer konnte beginnen.

Steckten sie denn nicht schon monatelang mitten darin?

Nein. Vorspiel war alles bis jetzt gewesen. Hätten die Männer geahnt, welche Strapazen, welche Gefahren ihnen bevorstanden, sie wären vielleicht doch noch ...

Was denn? Umgekehrt?

Es gab keine Möglichkeit zur Umkehr. Wenn sie die Heimat wiedersehen wollten, mußten sie hinauf aufs Land und es bezwingen.

„Vorwärts, Männer, nehmen wir den Kampf auf! Ist es überhaupt menschenmöglich, das Land zu durchqueren, dann werden wir es schaffen. Aber, Freunde — darüber sind wir uns doch schon in der Heimat klar gewesen — stoßen wir auf unüberwindliche Hindernisse ...“

Nicht weiter daran denken. Nicht davon reden. Handeln!

Mit sechshundert Kilogramm Gepäck und fünf Schlitten ging es neunhundert Meter hoch über steile Schneefelder. Eispickel und Seil halfen über Gletscher und todbringende Spalten. Es wurde geschafft.

Weiter!

Strömender Regen und tobender Sturm hielten sie drei Tage im Zelt gefangen. Es gab täglich nur eine Mahlzeit. „Wer nichts tut, braucht nicht viel zu essen“, sagte Nansen.

Endlich zog das Unwetter ab.

Weiter!

Die Hochfläche war uneben, rissig, wellig wie ein erstarrtes Meer. Der Schnee, mit Wasser vollgesogen, pappte. Die Männer spannten sich vor die Schlitten, zogen sie, zu dritt manchmal, mühsam die Hänge hoch, und stolperten dann wieder mit der schiebenden Last auf der anderen

Seite hinunter. Ihre Schultern, von den ruckenden Schlittentauen wundgerieben, brannten bald wie Feuer. Aber es ging weiter, wenn sie auch nur fünf Kilometer am Tage schafften.

Je höher sie kamen, je mehr sie sich von der Küste entfernten, desto kälter wurde es. Zwanzig Grad, dreißig Grad unter Null zeigte das Thermometer, ja, als sie eine Höhe von zweitausendsechshundert Metern erreicht hatten, fiel es nachts im Zelt bis unter vierzig Grad, obwohl sechs Mann darin schliefen und das Essen auf der Spirituslampe gekocht wurde. Dabei war jetzt, Anfang September, der Sommer noch nicht vorbei. Man kannte keinen anderen Ort auf Erden, wo zu dieser Jahreszeit so niedrige Temperaturen herrschen.

Ein neuer Kältepol war entdeckt.

Oft bildete sich auf den Gesichtern der Männer dickes Eis; es war dann schwierig, den Mund auch nur zum Reden zu öffnen. An klaren Tagen aber hatte die Sonne so viel Kraft, daß ihre Wärme zeitweilig unangenehm wurde. Um die Mittagsstunde des 3. September zum Beispiel zeigte das Thermometer — es lag im Sonnenschein auf dem Schlitten — über einunddreißig Grad Wärme an, während es ein paar Zentimeter weiter im Schatten elf Grad Kälte registrierte.

Mit eiserner Beharrlichkeit, die selbst Nansen bewunderte, führte Leutnant Dietrichson die ihm übertragenen meteorologischen Beobachtungen aus. Diese Expedition war ja kein ehrgeizig-sportliches Unternehmen, sondern diente der wissenschaftlichen Erforschung des Landes.

Aus der Summe der Messungen von Temperatur und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, des Barometerstandes, der Höhe, der Windrichtung und Windstärke, die Dietrichson trotz froststarrer Finger sorgfältig eintrug — aus all diesen Beobachtungen würden sich wichtige Schlüsse über die Bedeutung Grönlands für das Wetter der nördlichen Erdhälfte ziehen lassen.

Nach und nach verschwanden die Bergspitzen, die zuerst noch schwarz aus der Schneelandschaft herausgewachsen waren, und nun breitete sich schwachgewölbt wie ein riesiger Schild weiße Unendlichkeit um die sechs Männer.

Es gab kein Leben außer ihnen, und selbst die Spuren ihrer Schier waren bald vom heftig blasenden Wind verweht.

Dieser Wind, dessen Eisatem sie bis ins Mark gefrieren ließ!

Diese Kälte, die den allabendlichen Zeltaufbau zur Qual machte; die in die Schlafsäcke drang und einen Reifpanzer aus dem Wasserdampf des Atems um ihre Köpfe legte; die ihre Wangen mit Frostbeulen bedeckte, Finger und Zehen zu erfrieren drohte!

Dieser Durst, der sie quälte, weil sie nicht mehr den Spirituskocher zum Auftauen des Schnees nehmen konnten, sondern mit Eisstückchen gefüllte Blechflaschen auf der Brust tragen mußten, die sich nur langsam, viel zu langsam mit Wasser füllten!

Dieser Fethunger! War doch ihre Hauptnahrung — pulverisiertes und gepreßtes Ochsenfleisch — durch Verschulden des Lieferanten ohne den notwendigen Rindertalg hergestellt worden, so daß Sverdrup schon daran dachte, die Stiefelschmiere aus altem Leinöl als Ersatz zu schlürfen.

Diese Mühsal, die schweren Schlitten durch Schnee zu ziehen, der fein wie Staub und stumpf wie Sand war! Diese Müdigkeit, die sie manchmal schon beim Abendessen schlafend zusammensacken ließ!

„Herrgott!“ brach es einmal aus dem sonst so schweisgsamen Kristiansen hervor, „Herrgott, warum können Menschen sich selbst so viel Böses antun!“

Und sogar Ravna, der Lappe, der das Leben in Eis und Schnee, in Entbehrung und Anstrengung von Jugend auf kannte, sogar Ravna sagte niedergeschlagen: „Ich alter Lappe, ich dumm Esel. Ich glauben, wir niemals mehr kommen zur Westküste.“

Die andern blieben stumm, dachten dasselbe.

Nansen aber — Nansen lachte. Schon mit diesem Lachen richtete er die Gefährten wieder auf. „Ja, Ravna“, stimmte er zu, immer noch lachend, „du wirklich groß-dumm Esel, wenn so sprechen!“

Nun lachten sie alle. Auch Ravna. Sie fühlten die Zuversicht ihres Führers. Sie fühlten dessen Hoffnung, daß es endlich wieder abwärts gehen würde, müheloser, schneller.

„Von einer Senkung des Terrains ließ sich jedoch nichts verspüren“, berichtet Nansen aus diesen Tagen. „Wochenlang arbeiteten wir uns durch die endlose, flache Schneewüste hindurch. Ein Tag verging wie der andere, es war dieselbe ermüdende Einförmigkeit, dieselbe anstrengende Arbeit; wer es nicht erlebt hat, kann sich schwerlich einen Begriff davon machen. Alles war flach und weiß, wie ein in Schnee verwandeltes Meer . . . Wir nahmen uns aus wie eine verschwindend kleine schwarze Linie, die durch eine einzige weiße Unendlichkeit zog. Überall derselbe Gesichtskreis, nirgends ein Punkt, auf dem das Auge ruhen konnte. Wir mußten häufig auf den Kompaß sehen . . .“

Ein Tag verging wie der andere? O nein. Die Natur verstand schon, die nüchterne Suppe der Einförmigkeit zu würzen.

Schneesturm kam auf. Die Männer stemmten sich ihm entgegen, marschierten weiter. Die Welt bestand nur noch aus einer einzigen jagenden Schneewolke. Die Kälte wurde beißend.

„Man mußte vorsichtig sein, nicht zu erfrieren“, schreibt Nansen. „Zuerst fror die Nase ab; das bemerkte ich jedoch früh genug, um sie durch Reiben mit Schnee zu retten. Jetzt glaubte ich außer Gefahr zu sein, da hatte ich ein merkwürdig kaltes Gefühl unter dem Kinn und bemerkte nun, daß die Halspartie um den Kehlkopf herum steifgefroren und gefühllos war. Durch Reiben mit Schnee und indem ich einige wollene Fausthandschulie und andere Bekleidungsgegenstände um den Hals packte, half ich mir darüber hinweg. Aber nun kam das Schlimmste von allem. Der Wind drang durch die Kleider in die Magengegend, und ich empfand die heftigsten Schmerzen; ich legte einen Filzhut dorthin und rettete so auch diesen Teil meines Körpers.“

Mit Sverdrup sah es eine Weile beinahe ebenso schlimm aus; wie es den andern, die hinter mir herkamen, erging, weiß ich nicht, ich vermute jedoch, daß es auch mit ihnen nicht viel besser aussah ...“

Das Schneegestöber nahm so zu, daß Nansen und Sverdrup, die gemeinsam den ersten Schlitten zogen, ihre dichtauf folgenden Gefährten nur noch als fahle Schatten hinter sich erkennen konnten.

Der Sturm sprang nach Osten um; er stob ihnen jetzt in den Rücken, half schieben. Sie bekamen schnellere Fahrt. Da hieß es, im Toben der Elemente so lange aushalten, wie es der Tag zuließ, denn jeder gewonnene Kilometer war ein Schritt mehr zur rettenden Westküste hin. Erst die rasch einfallende Dunkelheit zwang sie zum Anhalten.

„Als wir gegen acht Uhr des Abends haltmachten, war es keine Kleinigkeit, das Zelt in dem furchtbaren Sturm aufzuschlagen, und wehe dem Unglücklichen, der ... nun die Jacke auszog, um etwas mehr Unterzeug anzulegen! Der Sturm wehte den Schneestaub bis direkt auf die Haut durch alle Poren der wollenen Unterjacke und des Hemdes. Es war, als stehe man ganz nackend da. Ich selber war nahe daran, mir bei dem Geschäft die linke Hand erfrieren zu lassen, und nur mit größter Beschwerde konnte ich mein Zeug wieder zuknöpfen. Aber auch diesmal gelang es uns, das Zelt aufzuschlagen.“

Auf die Abendstunden im Zelt, wenn sie alle um den Kochapparat herumsaßen, dem Summen des Wassers zuhörten, in das bläuliche Licht der Spiritusflamme starrten und auf die Suppe oder den Brei warteten — auf diese Stunden der Ruhe freuten sie sich während des ganzen beschwerlichen Tages. „Glanzpunkte unseres Lebens“ waren sie für Nansen und die Seinen. An jenem Abend aber wurde nichts aus dem Kochen, weil der jagende Schnee durch alle Öffnungen des Zeltes drang, so daß sich nach und nach Berge davon im Innern ansammelten. Sie machten den Raum noch enger, als er sowieso schon war. Sverdrup teilte ein paar

Biskuits und ein wenig Leberpastete aus, dann ging es in die Schlafsäcke; die Abschlußbahnen wurden über die Köpfe gezogen und festgebunden. Mochte nun der Sturm toben. Wenn nur die Zeltwände halten, dachte Nansen beim Einschlafen.

Das Grau des neuen Tages lag schon im Raum, als die Männer von einem sirrenden Knall erwachten. Der Sturm — er war ärger als je vorher — der Sturm und die auf den Zeltwänden lastenden Schneemassen hatten eins der stählernen Halteseile zerrissen. Die Zeltbahn auf der Windseite begann wie wahnsinnig zu flattern. Wenn sie platzte, würde bald das ganze Zelt in Fetzen davonfliegen. Alle Mann heran und festgehalten! Mit übereinandergestapelten Packsäcken wurde die Bahn notdürftig gesichert.

Bei diesem Wetter weitermarschieren? Nansen wollte hinaus, um ein paar neue Sturmleinen zu ziehen. Kaum hatte er die Schneeschanze vor dem Eingang so weit fortgeräumt, daß er das Zelt verlassen konnte, wirbelte der Sturm mit ihm davon. Auf allen Vieren kriechend, gelang es ihm mit äußerster Mühe, wenigstens das zerrissene Seil zu ersetzen. Völlig außer Atem, Gesicht und Kleider voller Schnee, kam er endlich wieder ins Zelt zurück.

„Heute wird es nichts mit der Reise“, keuchte er. Niemand war böse über diesen Entschluß.

„Wir mußten bleiben, wo wir waren, aber das Zelt mußte gestützt und Speisen von den Schlitten hereingeholt werden, ehe wir ganz einschnitten“, erzählt Nansen. „Balto und Kristiansen sollten diese Arbeiten übernehmen. Sie packten sich extra ein und banden alle Kleidungsstücke, wo es sich nur machen ließ, fest zusammen, damit der Schnee nicht durchdringen sollte. Balto war zuerst damit fertig; ich sah ihm durch die Zeltöffnung nach, aber er hatte nur wenige Schritte gemacht, als das Schneetreiben ihn meinen Blicken entzog. Die Schlitten waren fast ganz verschwunden, er mußte eine ganze Zeit danach suchen, bis er sie fand ...

Mit Hilfe von Schneeschuhen wurde die Zeltwand auf der Innenseite kreuz und quer gestützt ... Alsdann wurden alle Öffnungen und Spalten, so gut es ging, mit Reservekleidern und dergleichen zugestopft; ganz dicht bekamen wir das Zelt jedoch niemals ... Wir hatten es aber trotzdem ganz warm und gut. Der Schnee, der sich an der Außenseite anhäufte und das Zelt allmählich begrub, wärmte sehr und schützte gegen den Wind ...

Nun machten wir uns das Leben so angenehm wie möglich, kochten Kaffee ... und krochen in unsere Schlafsäcke. Die Raucher erhielten zum Trost für das Unwetter eine Pfeife Tabak.“

Erst am übernächsten Morgen hatte sich der Sturm soweit gelegt, daß die Wanderung weitergehen konnte. Das Zelt guckte nur noch mit dem Dachfirst aus den Schneemassen hervor. Es dauerte lange, bis Ravna und Balto es freigeschaufelt hatten. Die Schlitten waren zuerst überhaupt nicht zu finden. Als auch sie ausgegraben und in Ordnung gebracht worden waren, zeigten die Uhren schon die Mittagsstunde an. Nun begannen die Schier wieder, ihre Spuren in das grenzenlose Weiß zu ziehen.

Die Schier. Immer mehr wurde es den Männern klar, daß sie nur mit Hilfe dieser langen Hölzer, die sie so gut zu gebrauchen verstanden, ihren Weg würden vollenden können. „Ohne dieselben wären wir wohl nicht weit gekommen“, urteilte Nansen nach Beendigung der Fahrt. In Norwegen waren die Laufbretter schon seit Jahrhunderten als Sportgerät in Gebrauch; im übrigen Europa und in der Welt erkannte man erst ihre Verwendbarkeit, nachdem Nansens Grönlandfahrt sie so überzeugend bewiesen hatte.

Der Marsch ging also weiter wie all die Zeit vorher, mühselig und eintönig. Fast fünf Wochen waren vergangen, böse Wochen — da begann das Gelände abzufallen. Der Wind drehte sich und erlaubte ihnen, Segel auf die Schlitten zu setzen.

Überhaupt der Wind — fühlt ihr, wie warm er ist? Achtzehn Grad unter Null nur noch! Wie Frühlingshauch kam er ihnen vor.

Meile um Meile trieb er sie weiter. Welch Genuß, über den knirschenden Schnee zu jagen und sich nicht mehr Schritt für Schritt den Weg erkämpfen zu müssen. „So sausten wir dahin ... über Höhen und Tiefen, daß einem Hören und Sehen verging. Die Schlitten glitten über alle Unebenheiten hinweg, die Spitzen der Schneeschanzen oft nur wie im Tanz berührend ... Mit immer wachsender Geschwindigkeit ging es vorwärts. Der Schnee wirbelte um uns und hinter uns auf, und die Gefährten hinter mir im Schneegestöber wurden kleiner und kleiner ...“

Eines Abends tauchte fern, ganz fern am Horizont ein Schatten aus dem Weiß auf. Etwa ein Felszacken, Kameraden, wirklich ein Felszacken?

Hurra! Die Erde streckt uns einen Finger entgegen! Dann werden wir sie einmal auch wieder ganz umfassen können.

Weiter, Freunde, weiter!

Immer mehr Berge tauchten in der Dämmerung auf; schneller wurde die Fahrt.

Schluß für heute? Nein, noch war ein wenig Licht, noch wollten sie nicht aufhören. Jede Minute dieses sausenden Vorwärtsstürmens brachte sie ja dem Leben näher.



Dem Leben? Vielleicht auch dem Tod.

Nansen, der an der Spitze fuhr, gar nicht müde wie an den vorigen Abenden, sondern hellwach vom Rausch der Geschwindigkeit, sah plötzlich einen breiten Schatten seine Fahrtrichtung queren. Mit letzter Mühe gelang es ihm, den Schlitten ganz kurz davor herumzureißen und die rasende Fahrt zu stoppen.

Die andern folgten seiner Spur und seinem warnenden Ruf.

Bleich, mit flatternden Pulsen, standen sie hart am Rande einer gewaltigen Eiskluft, einer mehr denn hundert Meter tiefen Spalte, die um ein Haar ihr Grab geworden wäre. Wie hatte doch die Zeitung damals gekunt? „... Sitzplätze in den Gletscherspalten. Rückfahrkarte wird gespart.“ In der Tat, beinahe hätten sie die Fahrkarte nicht mehr nötig gehabt.

Feierabend, Herrschaften! Morgen ist auch noch ein Tag.

Als sie aus tiefem Schlaf erwachten, glaubten sie, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Überall vor ihnen Land — Land, wohin sie blickten; wildzerrissene Bergrücken und lange mit Gletschern ausgefüllte Täler.

Die Region des ewigen Winters lag hinter ihnen.

„Wir waren wie Kinder“, schreibt Nansen in seinem Buch über die Grönlandfahrt. „Irgend etwas stieg im Halse empor, während die Augen den Tälern folgten und vergebens nach einem Schimmer vom Meere suchten. Es war ein schönes Land, wild und gewaltig.“

Es war aber auch ein Land voller Gefahren.

Ihr Jubel wurde schnell gedämpft, als beim Weitermarsch große Eis tafeln krachend unter ihren Füßen wegbrachen; als ihre Schlitten in Abgründe zu stürzen drohten und die sich gegen den Sturz stemmenden Menschen mitreißen wollten; als sie sich wieder mit Seil und Pickel Schritt vor Schritt weitertasteten, als sie mit gewagten Sprüngen Spalten und Schründe überwinden mußten.

Drei Tage lang dauerte der Tanz auf diesem „Ballsaal des Teufels“, dann hatten sie endgültig festen Boden unter den Füßen. Nach dem Abendessen lagen sie faul und zufrieden im Heidekraut. Sverdrup, der sich die Pfeife mit Moos stopfte, hielt diese Stunden für die wundervollsten seines ganzen Lebens.

„Man muß es von Zeit zu Zeit nur etwas schlimm haben, damit man nachher das Gute um so besser genießen kann“, sagte Nansen mehr zu sich selbst als zu den andern.

Was nun noch kam, war — verglichen mit dem, was hinter ihnen lag — ein Kinderspiel: das Erreichen des Fjords; der Bau eines bootsähnlichen Dinges aus Weidenruten und Segelleinwand, das einer Schüssel glich,

doch seinen Zweck erfüllte; die tagelange Ruderfahrt damit durch tiefe Buchten und, als das Meer erreicht war, entlang der Küste. Dabei mußten sie einmal zwanzig Stunden hintereinander auf der als Ruderbank dienenden Stange sitzen, bis sie wegen „Hühneraugen“ an dem besonders betroffenen Körperteil einfach nicht mehr weiterkonnten. Endlich kurz vor Erreichen des kleinen Hafens die Wettfahrt mit aufkommendem Sturm, der ihrem Segeltuchschiffchen — damit auch ihnen — zuletzt noch das Lebenslicht ausblasen wollte. Mit knappem Vorsprung gewannen sie das Rennen.

Und nun waren sie in Godthaab, der dänischen Niederlassung, die eigentlich eine Eskimosiedlung war, bestehend aus vier oder fünf europäischen Häusern, einer Kirche und einer großen Zahl grönländischer Hütten.

Sie waren am Ziel und wurden ungläubig: Seid ihr es wirklich? — staunend: Ihr habt es geschafft? — dann mit jubelnder Begeisterung begrüßt.

Das Schiff aber — sie wußten es ja — das Schiff war schon vor mehr als einem Monat abgefahren.

Im Frühjahr würde es wiederkommen.

Nun, man war in Sicherheit. Der Winter konnte einem nichts mehr anhaben. Wenn nicht die Sorge um die Lieben zu Hause gewesen wäre, hätte Nansen es fast begrüßt, Zeit, viel Zeit zu haben, um das Leben der Eskimos zu studieren. Er wird ihnen abgucken, wie diese Söhne des hohen Nordens mit den Gefahren der Arktis fertig werden. Weiß man denn, ob man solche Kenntnisse nicht einmal nutzbringend würde anwenden können?

Wohl war der Sieg errungen, um den vorher Forschungsexpeditionen von fünf Ländern vergeblich gekämpft hatten. Endlich konnte sich die Wissenschaft ein erstes Bild vom inneren Aufbau Grönlands machen. Nansens Pläne aber stießen schon wieder in die Zukunft.

„Ist der Gipfel erklommen“, schrieb er in sein Tagebuch, „dann späht das Auge weiter — nach einem neuen Ziel!“

Woran dachte er?

An den Satz mußte er denken, den Nordenskiöld vor dieser Grönlandfahrt geschrieben hatte: „Die Erkundung der Beschaffenheit Grönlands hat eine so große wissenschaftliche Bedeutung, daß man für eine Polar-expedition kaum ein wichtigeres Ziel aufstellen könnte als eben die Erforschung der Naturverhältnisse im Innern dieses Landes.“

Ein Wort hatte sich schon damals dem Gehirn eingeprägt: „... Polar-expedition ...“

Der seit Jahrhunderten umkämpfte, der noch immer unerreichte Nordpol — er war Nansens neues großes Ziel!

Den Winter verbrachte er mit den Eskimos. Zwar wohnte er zuerst eine Zeitlang mit Sverdrup und Dietrichson im gastfreien Hause des Kolonialdirektors; Kristiansen, Ravna und Balto waren in einer anderen Europäerwohnung gut untergebracht. Dann aber siedelte er in eine der Eingeborenenhütten über, um völlig das Leben der Eskimos zu teilen. Er erzählt:

„Ich wohne in einer Erdhütte, halb unter der Erdoberfläche. Der Raum ist sehr niedrig, ich kann nur so eben aufrecht stehen. In die Hütte hinein gelangt man, wie dies bei allen Eskimowohnungen der Fall ist, durch einen langen, noch tiefer liegenden Ausgang, so niedrig und eng, daß man, um hindurchzukommen, fast auf allen Vieren kriechen muß. Das Haus ist völlig vom Schnee begraben ...“

Nun begann eine Zeit des Lernens für ihn. Er lernte den Eskimokajak beherrschen, dieses wendige leichte Fellboot, Vorbild unseres Faltbootes von heute. Er lernte, mit den Hundeschlitten der Eskimos umzugehen. Er lernte ihre schwierige Sprache verstehen. Er wurde mit ihren Sitten und ihrer Lebensweise vertraut.

„Ich werde immer mehr zum echten Eskimo“, berichtet er aus diesen Wintermonaten. „Ich esse ihre Speisen, lerne ihre Leckerbissen schätzen, wie rohen Speck, rohe Heilbutthaut, gefrorene Krähenbeeren mit ranzigem Speck usw. Ich schwatze mit ihnen, so gut ich kann, rudere mit ihnen im Kajak, fische, schieße, gehe mit ihnen auf die Jagd, kurz, es wird mir klar, daß es nicht ganz unmöglich für einen Europäer ist, ein Eskimo zu werden ...“

Hinter allem aber, was er tat, stand immer wieder der Gedanke: Nordpol. Das Können, das er hier erwarb, würde ihm vielleicht einmal helfen, dieses Ziel zu erreichen.

Darum ritt er mit seinen neuen Freunden bei beißendem Nordwind und zwanzig Grad Kälte im zerbrechlichen Boot über tosende Wellenberge, harpunierte er gleich ihnen den Seehund, angelte er wie sie den mehrere Zentner schweren Heilbutt — bei alledem immer in Gefahr zu kentern und zu ertrinken.

Ja, er wurde einer von ihnen; sie schlossen Freundschaft, die Eskimos und der blonde Mann, der fast so geschickt war wie sie selbst, der nicht dückelhaft auf sie herabsah wie manch anderer Europäer, und der half, wenn Hilfe not tat.

Auch er fühlte „... sich wohl in der Gesellschaft dieser Menschen. Ihr unschuldiges, sorgloses Wesen, ihre anspruchslose Zufriedenheit und

Güte wirken ansteckend und vertreiben allen Mißmut, alles unruhige Sehnen.“

Als im April des nächsten Jahres ein Schiff die Siedlung anlief, um die Grönlandfahrer an Bord zu nehmen, mußte Nansen seine Eskimofreunde verlassen. Er hatte nicht nur einen tiefen Blick in ihr Leben getan, nicht nur einen bedeutenden Teil ihrer Fertigkeiten erworben — er hatte auch ihr Vertrauen und ihre Liebe gewonnen.

„Nun kehrst du zurück in die große Welt“, sprach einer der neuen Freunde die Gedanken aller aus, „zurück in die Welt, aus der du kamst. Da triffst du viele Menschen, und du wirst uns bald vergessen. Wir aber — wir werden dich niemals vergessen!“

Lange sahen sie dem entschwindenden Schiff nach.

Die Norweger gelten als ruhiges Volk. Am 30. Mai 1889 aber zeigten die Einwohner von Christiania, welcher Begeisterung Norwegens Menschen fähig sind. Der Fjord wimmelte von Kähnen, Segelbooten, festlich geschmückten Dampfern; die Kriegsschiffe hatten über die Topps geflaggt. Musik, Fahnen und Blumen überall.

Gespannt und erwartungsvoll sahen die Menschen auf die Weite des Fjords hinaus. Ein Schiff näherte sich von dort. Als zu erkennen war, daß an seinem Bug eine kleine Schar Männer stand, überragt von einem blonden Hünen, da donnerten die Kanonen von Akershus Salut, schrillten die Pfeifen aller Dampfer, vereinten sich die Menschenstimmen zu jubelnder Begrüßung. Über allem schwebte ein Name: Nansen!

„Schön, daß so viele Menschen unsertwegen gekommen sind“, sagte Kristiansen.

„Schön, ja“, wiederholte Ravna, der Lappe, „sehr schön — wenn es nur alles Rentiere wären.“

3. KAPITEL

Die „Fram“

Drei Jahre später, im Oktober 1892, war Nansens Name wieder in vieler Munde. Eine festlich gestimmte Menschenmenge hatte sich auf dem weiten Gelände von Archers Werft bei Laurvik versammelt.

Ein Stapellauf stand bevor.

Auf der Helling ruhte ein Schiffsleib. Arbeiter waren dabei, die Gleitbahnen dick mit Kindertalg und Schmierseife einzufetten.

Verwunderlich, daß Tausende von Zuschauern gekommen waren, um ein Schiff von Stapel laufen zu sehen, das nur wenig mehr als dreißig Meter lang war. Es mußte wohl eine besondere Bewandtnis damit haben.

Eine Gruppe von Männern mit Schreibblocks und Bleistiften in den Händen umstand einen weißbärtigen alten Herrn, der sie um Kopfeslänge überragte. Es war Colin Archer, Besitzer der Werft und Erbauer dieses Schiffes. Er war dabei, einer Gruppe in- und ausländischer Journalisten Rede und Antwort zu stehen.

„Gebaut — ja, gebaut habe ich dieses Schiff, das stimmt schon“, sagte er gerade, „aber die Idee dazu stammt nicht von mir. Die Idee, ein solch außergewöhnliches Fahrzeug herzustellen, kommt von Fridtjof Nansen. Was er mit dem Schiff vorhat, nun, meine Herren, Sie wissen's ja alle.“

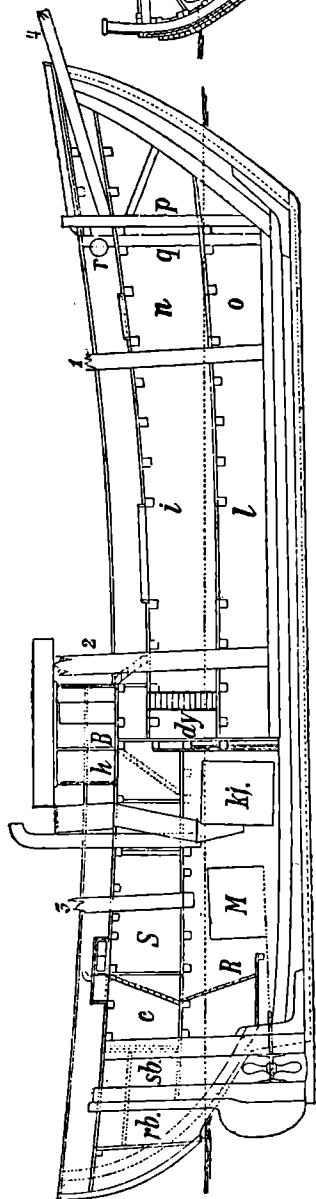
„Wahnsinn wär's“, rief aufgeregt der Vertreter einer Zeitung aus Bergen, „Wahnsinn, wenn er's wirklich täte!“ Seine Zeitung hatte den Nansen-Plan schon mehrmals als undurchführbar abgelehnt.

Die Zeitungsleute reckten die Hälse. Das Interview schien interessant zu werden. Archer blieb ruhig. „Und warum, wenn man fragen darf, halten Sie die geplante Reise über das Nordpolargebiet für Wahnsinn?“ wollte er wissen. „Kennen wir Nansen seit seiner Grönlandfahrt nicht als einen Mann mit Mut und Verstand?“

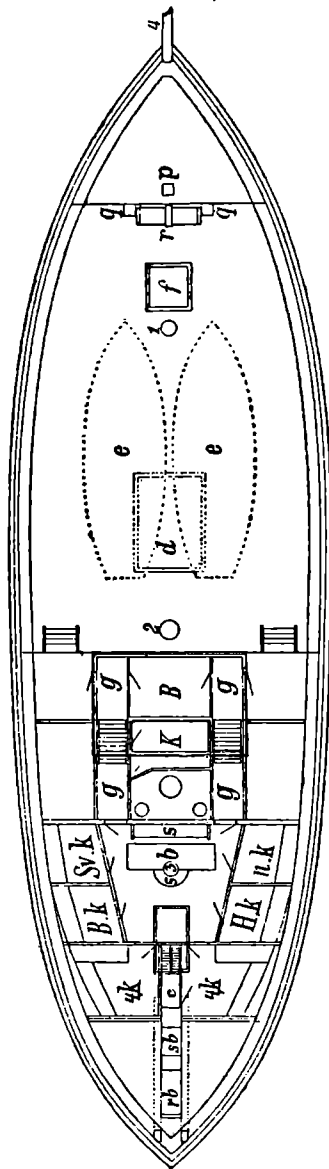
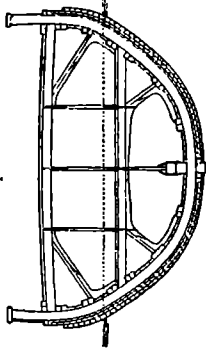
Der Reporter wandte sich mit seiner Antwort mehr an die Kollegen als an den Fragenden. „Mut! Verstand! Ja, Nansen hat beides bewiesen — damals. Wir haben ihn deshalb bewundert. Kann man es aber noch verständlich nennen, wenn sich jemand freiwillig in eine Gefahr begibt, die alle Fachleute bisher für das größte Unglück hielten? Sich mit einem Schiff ins arktische Eis wagen, um mit einer angeblich vorhandenen Drift über den Nordpol zu treiben — das soll verständlich sein? Sich einfrieren lassen in diesem Eis, das mit seinen fürchterlichen Pressungen der Todfeind jedes Nordpolfahrers ist — dazu sagt man Mut? Leichtsinn nennen wir es, grenzenlosen Leichtsinn!“

Die Reporter blickten auf Archer. Es schien, als wenn er nickte. Seine Stimme war um keinen Deut aufgeregter als vorher. „Sie haben vollständig recht, lieber Freund, es wäre auch Leichtsinn — ohne dieses Schiff hier. Soll ich Ihnen erzählen, daß seine Wände nicht weniger als achtzig Zentimeter dick sind, aus drei Schichten Eichenholz gefügt, das Jahrzehnte gelagert hat? Die Admiralität trennte sich nur ungern von dem kostbaren Material. Soll ich Ihnen zeigen, wie das Fahrzeug im Innern auf alle mögliche Weise abgestützt ist? Es sieht da drinnen aus, als wäre ein riesenhaftes Spinnengewebe aus Balken, Stützen und Streben von Bordwand zu Bordwand gezogen.“

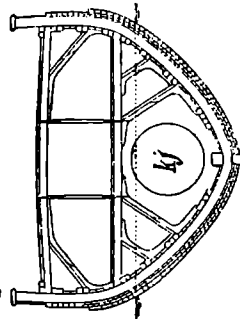
Aufriß



Mittelspannaufriß



Querschnitt beim Maschinenraum



Deckplan

Aufriße und Grundriß der „Fram“

rb Steuertunnel, sb Schraubentunnel, S Salon, s Sofa im Salon, Sok Sverdrups Kajüte, Bk Blessings Kajüte, 4k Kabinen für vier Mann, Hk Scott-Hansens Kajüte, nk Nansens Kajüte, c Niedergang zur Maschine, R Maschinenraum, M Maschine, K Kessel, g Aufgänge vom Salon, K Küche, B Kartenhaus, h Arbeitskabinen, dy Platz für die Dynamomaschine, d Großluk, e Großboote, i Großraum, l der untere Großraum, f Vorderluk, n Vorderraum, o der untere Vorderraum, p Pallsttze, q Spilbette, r Ankerspill, 1 Fockmast, 2 Großmast, 3 Besannmast, 4 Bugspriet

Soll ich von den Schächten zum Hochziehen des Steuerruders und der Antriebsschraube sprechen? Von den zollstarken Eisenplatten, durch die Bug und Heck geschützt werden?“

Einer der Engländer kam seinem norwegischen Kollegen mit der Antwort zuvor. „Es sind genug Schiffe im Eise zerbrochen, die so gepanzert waren“, sagte er.

Archer griff den Einwand sofort auf: „Stimmt. Die Stärke des Materials allein tut es nicht. Was man daraus macht, darauf kommt es an.“

„Und was haben Sie gemacht?“

„Wir haben zuerst einmal überlegt. Was für Schiffe waren es denn, die bisher ins Eis der Arktis gerieten und zerdrückt wurden? Es waren Schiffe, wie sie auf allen Meeren fahren, mit Eisenplatten und ein paar Streben, so gut es eben ging, für die arktische Forschungsreise verstärkt. Die Form aber — die Form der Schiffe blieb doch wie sie war.“

„Nun ja, so kurz und dabei so breit, so — Verzeihung, Mister Archer — so formlos wie dieser Schiffskörper waren sie natürlich nicht.“

Archer fühlte, daß im Tonfall des englischen Zeitungsmannes Besorgnis mitschwang, wenn der sie auch durch Ironie zu verdecken versuchte. Er glaubte dessen Gedanken zu kennen, wußte, welche Anstrengungen gerade England für die Erforschung der Arktis bisher gemacht hatte, wußte von den Opfern, die gebracht worden waren. Er verstand auch den nationalen Ehrgeiz des Angelsachsen, der sich gegen die Möglichkeit sträubte, daß ein anderer als ein Engländer zuerst am Pol stehen könnte. Darum parierte der Baumeister den Angriff auf sein Werk nur mit gutmütigem Lächeln. „Leider, lieber Herr“, antwortete er, „leider waren die Expeditionsschiffe bis jetzt nicht so ‚formlos‘ wie dieses hier. Deshalb nämlich gingen sie verloren. Unser Schiff wird jedoch seiner Aufgabe gewachsen sein, davon bin ich fest überzeugt!“

„Ihre Überzeugung in allen Ehren, Mister Archer, aber worauf gründet sie sich, wenn Sie selbst der Meinung sind, daß die Stärke des Materials allein es nicht tut?“

Colin Archer zeigte hinauf zum Schiffsrumpf, der — über ihnen emporwuchsend — seine Umrisse klar erkennen ließ. „Warum wohl, meine Herren“, beantwortete er Frage mit Gegenfrage, „warum wurde dem Schiff gerade diese Form gegeben? Eine Breite von elf Metern bei nur vierunddreißig Meter Länge entspricht bei weitem nicht den üblichen Proportionen im Schiffsbau. Warum sehen Sie nirgends eine vorstehende Kante? Sogar der Kiel ist bis auf wenige Zentimeter gänzlich in den Boden eingelassen. Und der Boden selbst — warum ist er so flach und abgerundet?“

Damit das Eis, wenn es sich zusammenpreßt, sich übereinanderschiebt, keinen Halt am Schiffskörper findet! Anstatt das Schiff zwischen sich zu zermalmen, werden die Eisschollen darunter hindurchwandern, es dabei vielleicht sogar hochheben. Zerdrücken aber werden sie es menschlicher Voraussicht nach nicht können.“

Der Mann aus London zuckte die Schultern. „Menschlicher Voraussicht nach. Was wirklich geschieht, wird man erst wissen, wenn das Schiff die ersten Eisspressungen hinter sich hat. Eins aber ist schon jetzt sicher: Ein guter Segler wird es nie und nimmer sein.“

„Braucht es auch nicht.“ Hier zuzustimmen, fiel Archer leicht. „Nansen hat ja keine Weltumseglung vor. Die starke Hilfsmaschine wird es ihm erleichtern, dorthin zu gelangen, wohin er will. Gewiß — mit einem Schiff solcher Bauart gegen Sturm und Wellengang anzukämpfen, dürfte keine reine Freude sein. Wenn es aber darauf ankommt, sich auf engen Rinnen und winkligen Kanälen durch wegversperrende Eisfelder zu zwängen, dann wird das Schiff seine Eignung beweisen. Es muß sich wie ein Kloß in der Schüssel drehen lassen, hat Nansen verlangt.“

Der Vergleich gefiel ihnen. Sie lachten.

An einer Ecke des weiten Platzes wurde es unruhig. Eine Gasse bildete sich zwischen den Wartenden. Hüte wurden gezogen, Scherzworte gewechselt, Tücher geschwenkt.

Nansen kam. Er war nicht allein.

„Ist das seine Frau, die ihn begleitet — die hübsche, schlanke?“

„Ja, das ist Eva Nansen.“

„Sehen gut aus, die beiden. Passen zusammen.“

„Führen auch eine glückliche Ehe, erzählt man. Wird eine schwere Trennung geben, wenn die Fahrt losgeht.“

Damit waren sie wieder beim Thema. „Wie soll das Schiff heißen?“ wollten sie wissen. „Eva? Norwegen? Nordpol?“

Archer verriet nichts. „Abwarten“, sagte er, bevor er ging, sich um die letzten Vorbereitungen zu kümmern.

Der Engländer hatte Nansen nicht aus den Augen gelassen. „Schau ihn dir an“, sagte er zu seinem Begleiter, „jung, blond, mutig, tatendurstig — ganz so, wie man sich einen Nachkommen der Wikinger denkt. Und wie sie will auch er ins Unbekannte vorstoßen, kämpfend, erobernd. Ein prachtvoller Mensch! Man könnte Norwegen um ihn beneiden ...“

Nansen lehnte neben seiner Frau an einem Balkenstapel und sah den Werftarbeitern zu, die eben die letzten Meter der Gleitbahn schmierten.

Obwohl seine Augen das Leben rundum aufnahmen, war sein Blick doch nach innen gerichtet.

Eva störte ihn nicht in seinen Gedanken.

Nun begannen also Ideen, Wünsche und Pläne Wirklichkeit zu werden. Da lag das Schiff, das ihn und seine Gefährten in die Nähe des Nordpols führen sollte; das bestimmt war, ihnen für Jahre Wohnung und Werkstatt, Laboratorium und Forschungsstation zu sein — das Schiff, das sie zu guter Letzt wieder in die Heimat zurücktragen würde.

Ja, davon war er heute genauso fest überzeugt wie vor einem Jahr, als er vor der Geographischen Gesellschaft in London gestanden und seinen Plan entwickelt hatte.

Sie waren seinen Worten aufmerksam gefolgt, die Fachleute, von denen viele das Grauen und die Gefahren der Arktis selbst kennengelernt hatten. Ihr Urteil galt etwas.

Von der unglücklichen Jeanette-Expedition hatte er zuerst gesprochen. Die Katastrophe war noch in aller Erinnerung. Sie wußten, daß der amerikanische Nordmeersegler „Jeanette“ im Jahre 1881 nahe den Neusibirischen Inseln nach starken Eispressungen gesunken war.

Aber nicht alle wußten, daß man drei Jahre später Überreste der „Jeanette“ an der grönländischen Küste gefunden hätte. Wie waren sie dorthin gekommen? Wie kommt, zum Glück für die Eskimos, immer wieder sibirisches Treibholz an ihre baumlose Küste?

Und hatte er, Nansen, bei seiner Grönlandfahrt nicht Flußschlamm auf treibenden Eisschollen gefunden? Die sorgfältige mikroskopische Untersuchung hatte ergeben, daß dieser Schlamm nur aus den Mündungen sibirischer Flüsse stammen konnte.

Noch mehr solcher Beispiele hatte er nennen und daraus mit großer Wahrscheinlichkeit schließen können, daß sich eine gewaltige Eisströmung von Sibiriens Nordküste über das Polarbecken hinweg nach Grönland hinzieht.

Darauf baue er seinen Plan, hatte er den Zuhörern gesagt.

Er wolle nicht wie die früheren erfolglos gebliebenen Expeditionen gegen das Eis ankämpfen, sondern eine „Fahrkarte mit dem Eis“ nehmen.

Wie das gemeint sei?

Er und seine Mannschaft würden mit einem für diese Zwecke besonders geeigneten Schiff, mit dessen Bau man schon begonnen habe, entlang der sibirischen Küste, vorbei an Nowaja Semlja und Kap Tscheljuskin, so weit wie möglich nach Norden vorstoßen, hinein in das Eis. Dann, bei beginnendem Winter, würden sie einfrieren und mit dem Strom, mit der Eisdrift über das Polbecken treiben.

Es könne damit gerechnet werden, daß sie nach etwa zwei bis drei Jahren zwischen Spitzbergen und Grönland wieder aus dem Eis herauskämen.

Das Wichtigste an diesem Plan sei das Schiff.

Es solle nicht groß sein — gerade nur so geräumig, um neben genügendem Wohnraum für zwölf Mann Besatzung noch Proviant für fünf Jahre sowie die entsprechende Menge Kohle, Brennöl und Hilfsmaterial aufnehmen zu können. Infolge seiner gedrängten, abgerundeten Form und seiner überstarken Bauart würde es jedem Eisdruck standhalten.

Für den Fall jedoch, daß es dennoch verlorenginge, müßte die Expedition Boote, Zelte und alles für arktische Reisen notwendige Material mit sich führen, um auf einer der gewaltigen Eisschollen dieselbe Drift, wenn auch unter bedeutend erschwerten Umständen, mitzumachen.

Zwar sei es nicht sehr wahrscheinlich, daß sie direkt über den Pol treiben würden, aber diese Expedition gehe ja auch nicht hinaus, um den mathematischen Punkt zu finden, der das nördliche Ende der Erdachse bildet. Diesen Punkt zu erreichen, habe, wissenschaftlich betrachtet, nur geringen Wert. Die Aufgabe hätte darin zu bestehen, Untersuchungen in dem großen unbekannten Teil der Erde anzustellen, der den Pol umgibt.

Die norwegische Regierung und eine große Zahl Freunde der Polarforschung hätten sich schon bereit erklärt, die Kosten der Expedition, etwa vierhunderttausend Kronen, zu tragen. Davon würden rund zweihundertfünfzigtausend Kronen für den Bau des Schiffes gebraucht, einhunderttausend Kronen für Proviant und Ausrüstung, der Rest für die Löhnung.

Er wolle die Vorbereitungen nicht überhastet, sondern in aller Ruhe treffen, damit nichts vergessen und versäumt werde, wovon das Schicksal der Expedition vielleicht einmal abhängen könnte, was aber nachher im arktischen Eise nicht zu ersetzen sein würde.

So hatte er geendet.

Für kurze Zeit lag nachdenkliches Schweigen über der Versammlung. Dann stand als erster Admiral MacClintock auf.

Admiral MacClintock war die auffallendste Erscheinung der Versammlung. Vier Polarfahrten hatte er hinter sich; als erster der Arktisforscher hatte er Hundeschlitten benutzt und mit ihnen dreizehnhundert Kilometer zurückgelegt. Ein Kap im hohen Norden trug seinen Namen. Seinen Worten kam große Bedeutung zu.

„Nicht umsonst, meine Herren“, begann er, „nicht umsonst nennt man Fridtjof Nansen den ‚Wagehals Norwegens‘, denn was wir soeben gehört haben, dürfte der kühnste Plan sein, der je unserer Geographischen

Gesellschaft vorgetragen wurde. Es scheint, daß die Tatsachen Nansens Theorie von einer gewaltigen Eisströmung quer über das Polarbecken unterstützen, aber ...“

Und nun kamen Bedenken, kritische Überlegungen, Warnungen: Den Eispressungen im Sommer zu widerstehen wäre vielleicht möglich, aber kein Schiff würde den Pressungen im Winter, wenn das Eis Felsen gleiche, standhalten können. Es spräche keine Wahrscheinlichkeit dafür, das Schiff wiederzusehen, wenn es sich erst einmal dem unbarmherzigen Polareis anvertraut habe.

Danach sprach Admiral Sir Georges Nares, dessen Nordpolexpedition fünfhundertdreißig Kilometer unbekannte Eismeerküste erforscht und endgültig den Inselcharakter Grönlands festgestellt hatte. In seiner Rede sagte er, daß es ein anerkannter Grundsatz für eine glückliche Fahrt in den Eisbezirken sei, sich an eine Küstenlinie zu halten, um sich damit den Rückzug zu sichern. Und die Strömung — wenn sie überhaupt vorhanden sei — würde sie nicht viel weiter südlich verlaufen? Überhaupt: Ein Schiff freiwillig einfrieren lassen! Es läge kein Bericht vor, daß ein im Packeise eingefrorenes Schiff je wieder freigekommen wäre — auch im Sommer nicht.

Sir Allen Young verwies darauf, daß frühere Reisende weit im hohen Norden Land gesehen haben wollten, an dessen unbekannter Küste die Expedition ein furchtbares Ende finden müßte.

Greely, der amerikanische General, der in letzter Stunde vor dem Verhungern im arktischen Eis gerettet worden war — die weitaus meisten seiner Expeditionsmitglieder waren umgekommen — Greely urteilte:

„Kein Wissenschaftler wird im Ernst Nansens Plan diskutieren, kein Forscher der Arktis sich dem Projekt anschließen wollen. Entdeckungsreisen zum Pol enthalten in ihren normalen und anerkannten Methoden gerade Tollkühnheiten und Gefahren genug — nein, man sollte sich mit Nansens Selbstvernichtungsplan nicht weiter belasten!“

Stimmen anderer Fachleute — sie fielen nicht so schwer ins Gewicht wie die der vorher Genannten — fanden den Plan durchführbar, und Kapitän Wharton schloß:

„Worin besteht der Zweck der arktischen Forschung? Abgesehen von neuen erd- und wetterkundlichen Ergebnissen ist ihr Nutzen, denke ich, der, daß sie Unternehmungslust anspornt und tüchtige Männer nach vorn bringt. Ein glänzendes Beispiel sehen wir heute in Doktor Nansen. Ich kann ihm nur sagen: Gute Fahrt!“

Da hatten sie alle geklatscht, die dafür und die dagegen gewesen waren.

„Du — Fridtjof!“

Nansen schreckte auf.

Eva, Menschen, Fahnen — ein Schiffskörper auf der Helling — ach ja, der Stapellauf.

Seine Gedanken fanden wieder in die Gegenwart zurück.

„Ist es soweit?“

„Archer ruft uns.“

„Dann komm, Eva.“

Nun standen sie auf der Taufkanzel über der winkenden Menge und sahen weit in den Fjord hinein, vorbei am Bug des vor ihnen aufragenden Schiffskörpers.

Der matte Glanz eines späten Herbsttages lag über dem stillen Wasser. Gleich würde es aufschäumen und den Leib des Schiffes mit seinen Wellen umfassen. Vorher aber mußte das Schiff noch seinen Namen erhalten.

Man reichte Eva die an seidener Schnur hängende Sektflasche.

Viele Gedanken gingen ihr in der Kürze eines Augenblicks durch den Kopf. Mit diesem Wort, das sie nun dem Schiff als Namen geben wird, schickt sie den liebsten Menschen in Nacht und Eis hinaus. Ob er wiederkehren kann? Wiederkehren zu ihr und seinem Kind? Sie weiß, daß er sich nach ihnen sehnen wird, solange er fort ist. Unmöglich aber, ihn zurückzuhalten. Diese Fahrt ist ihm Verpflichtung geworden, für die er bewußt und selbstverständlich sein Leben einsetzt. Dazu sind auch die Gefährten bereit, die dasselbe Wagnis auf sich nehmen wie er.

Sie sah sich noch einmal um nach ihm, der hinter ihr stand. Er lächelte ihr beruhigend zu, als wüßte er ihre Gedanken. „Wirf!“ sagten seine Augen.

Da warf sie die Flasche mit kräftigem Schwung. Das Glas zersplitterte am Bug.

In die Stille hinein, die sich über die Zuschauer gelegt hatte, tönten hell Evas Worte: „Ich taufe dich ‚Fram‘!“

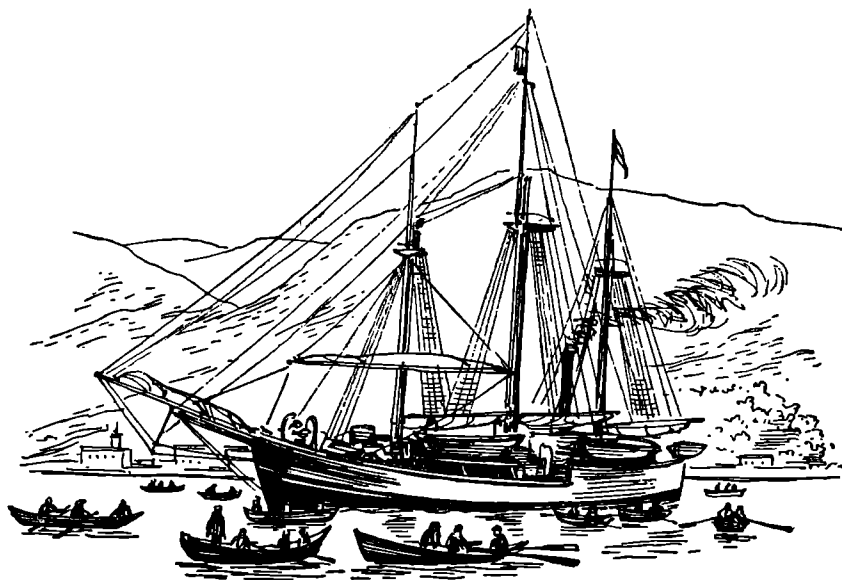
„Fram“ aber heißt „Vorwärts“!

Jubel brandete auf.

Die Haltetrossen wurden gelöst; der Rumpf ruckte an, kam in immer schnelleres Gleiten, tauchte gischtend ins Wasser.

Die beiden Menschen oben auf der Kanzel wußten: Was sich da jetzt in Gangsetzte und unaufhaltsam weiterglitt, das war nicht nur zusammengefügtes Holz — das war das Schicksal, war die Zukunft mit Kälte, Dunkelheit, Entbehrungen, vielleicht mit Not und Tod.

Es war aber auch die Hoffnung auf Sieg und Wiederkehr.



4. KAPITEL

Die Drift

Der Abschied war schwer.

Bis an die Grenze der Tragfähigkeit beladen, steuerte die „Fram“ am Johannistage 1893 auf den Fjord hinaus. Die mit winkenden Menschen dicht gefüllten Kais, die begleitenden Dampfer und Boote blieben zurück.

Der Abschiedslärm verebbte.

Wiesen, Wälder und Berge säumten die Ufer. Langsam fuhren sie daran vorbei. Eine Landzunge schob sich ein wenig in den Fjord hinein. Zwischen Bäumen stand ein Haus: das Heim, das Nansen sich und seiner Familie hatte schaffen können.

Durch das Fernglas sah er eine helle Gestalt unter dunklen Fichten stehen: Eva. Lange winkte ihr Tuch hinter dem Schiff her. Wie flatternde Flügel eines gefangenen Vogels sah es aus.

„Das war der schwerste Augenblick der ganzen Fahrt“, sagte Nansen später von diesen Minuten.

Auch die zwölf Männer, die ihn begleiteten, hatten Angehörige zurückgelassen, Menschen, die ihnen lieb waren. Es gab Verheiratete unter ihnen mit vier, ja, mit sieben Kindern. Was veranlaßte sie, sich an diesem gefährvollen Wagnis zu beteiligen?

Hunderte hatten sich gemeldet aus allen Ländern Europas, aus Amerika, selbst aus Australien. Warum wollten diese Männer mitfahren? Um Ruhm zu ernten? Sie wußten, daß der Ruhm ebenso wie die Verantwortung zuerst dem zufallen würde, der den Plan entworfen, die Vorbereitungen getroffen und die Fahrt geleitet hatte. Reichtümer aber waren erst recht nicht zu erwerben.

Wohl war es der Drang nach Abenteuern, der manchen verlockte, die Sehnsucht nach unbekannter Ferne; viele aber wurden von dem Wunsch angetrieben, in Gegenden vorzudringen, die noch kein Mensch betreten hatte. Sie wollten helfen, den Schleier der Unkenntnis von einem Gebiet zu reißen, das bisher allen solchen Versuchen getrotzt hatte. Darum meldeten sie sich zur Teilnahme, der Gefahren, die ihnen bevorstehen würden, vollauf bewußt.

Nur zwölf Mann konnte Nansen mitnehmen. Er wählte die kräftigsten, gesündesten, erfahrensten, anständigsten — alles Norweger.

Da war neben ihm Kapitän Sverdrup, Freund und Gefährte bei der Grönlanddurchquerung; da war Scott-Hansen, Leutnant der norwegischen Marine, Fachmann für meteorologische, astronomische und magnetische Beobachtungen; da war Doktor Blessing, der Arzt und Botaniker; da waren Jacobsen, der Steuermann, Amundsen, der Maschinist, Juell, Proviantverwalter und Koch, Hendriksen, der Harpunier, da waren Pettersen, Mogstad, Nordahl, Bentsen und Johansen.

Johansen, Offizier des norwegischen Heeres, von der Fahrt begeistert wie kaum ein anderer — Leutnant Johansen hatte ohne Zögern den Posten als Heizer angenommen, den einzigen, der noch frei war. Was bedeutete das auch schon, denn alle ohne Unterschied mußten neben ihrer Haupttätigkeit Kohlentrimmer und Scheuermann, Schmied und Segelmacher, Mechaniker und Elektriker, Zimmermann und Klempner, Heizer und Uhrmacher, Küchenhilfe und — hauptsächlich — Schiffer sein. Allerweltskerle also, für die es selbstverständlich war, daß keine Unterschiede gemacht wurden. Neben den Anordnungen des Expeditionsleiters gab es für sie nur ein Gesetz: das der Kameradschaft.

Sie hatten die Fahrt voller Zuversicht angetreten, denn sie wußten, mit welcher Sorgfalt, Umsicht und Vorausschau die Vorbereitungen getroffen worden waren. Nansen hatte jeden Ausrüstungsgegenstand peinlich genau ausgewählt und geprüft.

Den Proviant hatte Professor Torup, der Ernährungswissenschaftler, zusammengestellt, und das Gespenst der Eismeerfahrer, der Skorbut, setzte während der ganzen Fahrt nicht ein einziges Mal seinen Fuß an Bord.

Andere Autoritäten, besonders Professor Mohn, hatten die Vielzahl der wissenschaftlichen Instrumente und Apparate ausgewählt, bei deren Anschaffung nicht gespart wurde. Außer den üblichen Geräten für wetterkundliche, himmelskundliche und magnetische Beobachtungen führte die Expedition Instrumente zur Bestimmung der Luftpolarität, zur Durchführung von Pendelversuchen, zur Beobachtung des Nordlichtes, zur Entnahme von Proben des Meeresbodens, führte sie Wasserschöpfer und Schleppnetze für Kleinstlebewesen, Tiefseethermometer, Mikroskope, Fotoapparate, weiß der Himmel, was sonst noch, mit.

Selbstverständlich war auch die schiffstechnische Einrichtung mit jeder erdenklichen Sorgfalt ausgeführt worden. Die Zuversicht aller Teilnehmer hatte also gute Gründe. Noch nie vorher war es einer Polar-expedition möglich gewesen, den Kampf gegen die Arktis mit einer solch umfangreichen, bis ins Kleinste durchdachten Ausrüstung aufzunehmen.

Das Menschenmögliche war getan — nun hatte die Natur das Wort.

Sie führte es gleich recht kräftig. Die „Fram“ war kaum über die Nasenspitze des springenden Tigers hinaus, an den die Umrisse Skandinaviens erinnern, da kam Sturm auf; kein außergewöhnlich starker zwar, aber er blies doch heftig genug, um das tiefliegende Schiff gehörig durchzuschütteln. Es schlingerte im Wasser wie ein Balken.

Bald ging es so wild zu, daß sich Nansen der Magen umdrehte. Bleich stand er auf der Kommandobrücke, gleichzeitig gegen die Seekrankheit ankämpfend und gegen die Unordnung, die auf dem Deck ausbrach.

Das Deck war mit Fässern, Brettern und Rundhölzern vollgestapelt. Darüber klatschten nun grünlichweiß gischend die Wellen, durch ihre Gewalt nach und nach die Stricke lösend, mit denen das Deckgut festgezurr't war. Zuerst polterten die Fässer über die Planken. Es gelang der im überkommenden Wasser schwer arbeitenden Mannschaft nicht, sie wieder festzulegen.

Bald lockerten sich auch die Bretter- und Balkenstapel. Ein heilloses Durcheinander von Wasser, Menschen, Tonnen und Hölzern wirbelte von Reling zu Reling. Immer wieder schlug es die Männer um, die bei ihrer Arbeit höllisch aufpassen mußten, daß sie nicht von den Balken getroffen oder gar von den Wellen über Bord gespült wurden.

Besonders gefährdet waren die beiden Großboote. Die Stützen, auf denen sie ruhten, würden dem Anprall der schweren Gegenstände auf die

Dauer nicht standhalten können. In dieser Stunde sah es um die ganze Expedition ziemlich trübe aus.

Hier half nur eins: über Bord mit Fässern und Hölzern! Ein Jammer um das schöne Material, das man vielleicht einmal notwendig brauchen wird. Aber noch bestand die Möglichkeit, das Verlorengegangene zu ergänzen, denn das Schiff würde mehrmals anlegen, bis man über das Nordkap hinaus war und die Heimat endgültig im Rücken hatte.

Die Luft war diesig und verhinderte, das schützende Land aufzusuchen, weil seiner Küste Klippen und Riffe vorgelagert waren, durch die der Lotse sich bei solchem Wetter nicht wagte.

Einmal riß die Sicht für Minuten auf, und da ...

„Herr im Himmel! Der Fliegende Holländer!“

Wer es gerufen hatte, war nachher nicht mehr festzustellen. Es wollte keiner gewesen sein. Jetzt aber starrten die abergläubischen Seeleute mit Furcht im Herzen zu der weißen Jacht hinüber, die mit voller Segellast in einiger Entfernung vorbeirauschte, wegen ihrer schnittigen Bauart sicher und ruhig vor dem Winde liegend. Während das eigene Schiff in den Wellen schlingerte, daß es einem das Innerste nach außen kehrte.

Bei all seinem Unbehagen mußte Nansen lachen, als er den ängstlichen Ruf hörte. „Daß die ‚Fram‘ ein schlechter Segler sein wird, haben wir ja gewußt“, schrie er dem neben ihm stehenden Lotsen ins Ohr, der aus dem Kopfschütteln über die ungünstige Segellage des Schiffes nicht herauskam, „aber daß sie es so toll treibt ...“

Scott-Hansen kam für einen Augenblick auf die Brücke, um zu melden, daß nun, nachdem das meiste der losgerissenen Decklast im Meere schwamm, die ärgste Gefahr vorüber sei. Er hatte Nansens Worte noch gehört und lachte sorglos. „Soll sie hier nur schaukeln, unsere ‚Fram‘; desto ruhiger wird sie später im Eise stehen.“

„Wollen wir hoffen, junger Freund, wollen wir hoffen.“ Bedächtig nickend sagte es der Lotse.

Die durchnächsten Männer froren trotz der schweren Arbeit.

„Der Koch soll uns einen kräftigen Kaffee brauen“, ordnete Nansen an.

Der Koch? Ja, wo war er denn? Man hatte ihn die ganze Zeit nicht gesehen.

Sollte — sollte er über Bord gegangen sein?

„Juell!“ brüllten sie alle, und noch einmal: „Juell!“

In dem einen Großboot polterte es. Was war da nun wieder los? An einer Stelle hob sich die Persenning — und heraus guckte das verschlafene Gesicht des Gesuchten. Er hatte den Platz im Boot, das er sein „Grand-Hotel“ nannte, der engen Kojе vorgezogen und während der ganzen

Aufregung seelenruhig geschlafen. Jetzt, da er mit Staunen sah, wie das Deck immer wieder von überkommenden Seen durchflutet wurde, kroch er schnell heraus, den Arm voller Sachen. „Windig geworden, wie?“ fragte er dumm.

„Oh, der Smutje, ist das ein Kluger!“ spotteten die Männer, und mit: „Los, los, koch Kaffee, uns ist kalt!“ machten sie ihm Beine. „Hättest uns ruhig helfen können!“

Wieder donnerte eine Welle über das Deck, diesmal auch den Küchenchef durchnässend. Er schüttelte sich wie eine nasse Katze. „Erst noch schnell die Lumpen retten“, sagte er und verzog sich nach hinten zur Kajüte.

Die Männer mühten sich weiter, das Deck in Ordnung zu bringen. Wenn bloß erst der Kaffee fertig wäre! Aber anstatt nun endlich Feuer zu machen, mußte Juell seine Seemannskiste aus dem „Grand-Hotel“ herauszerren.

„Mensch, hat das nicht nachher noch Zeit?“ fluchte Steuermann Jacobsen.

„Wenn das Boot über Bord geht, ist meine schöne Kiste futsch!“ Juell war sehr erbost.

„Vorsicht!“ brüllte Scott-Hansen.

Eine riesige Welle rollte heran und überflutete das Verdeck. Als sie sich schäumend verzog, zappelte Juell oben auf dem Ankerdavit, das er gerade noch erwischt hatte. Um ein Haar wäre er im großen Teich gelandet.

Aber seine Kiste! Sie rumste vorn gegen die Reling. Schon die nächste Welle konnte sie über Bord befördern. Mit einem Satz war er bei ihr, um sie zerrend, stoßend und fluchend zu bergen.

Sehr freundlich waren die Worte seiner Kameraden nicht, die er dabei zu hören bekam.

Nachdem das schwere Ding ihm zum Schluß tüchtig die Zehen gequetscht hatte, sah man dem Koch an, daß ihm im Augenblick die ganze christliche Seefahrt höchst zuwider war. Dazu tönte noch in die Kajüte der Ruf nach Kaffee hinterher.

Nun raffte er sich auf, Feuer zu machen.

„Na endlich!“ freuten sich die Durchnäßten, als sie den Rauch aus dem Kombüsenschornstein flattern sahen. Aber der so sehnsüchtig erwartete Kaffee — der Kaffee kam nicht.

Nach weiteren zehn Minuten verlor Mogstad die Geduld. Mit zornrotem Gesicht ging er in die Kombüse — schreckensbleich kam er gleich darauf wieder heraus. „Juell — Juell hat sich erschossen!“ konnte er nur stottern. „Die ganze Kombüsenwand — alles mit Blut bespritzt!“

Die Männer standen starr. Hatte der Koch sich ihre Worte so zu Herzen genommen? War ja eigentlich auch nicht nötig gewesen, ihn zu reizen. Und — und war er wirklich tot?

„Liegen gesehen habe ich ihn nicht“, sagte Mogstad, „aber die ganze Wand — überall Blut, dunkelrotes Blut.“ Ihm war sehr übel.

Nansen kam von der Brücke heruntergesprungen. „Ist es wahr mit Juell?“ fragte er aufgeregt.

Bevor er die Küchentür aufreißen konnte — die ganze Mannschaft bis auf den Steuermann hatte sich unterdessen dort versammelt — rief es von hinten aus der Kajüte: „Was — was ist denn da los? Ist was passiert?“

Juell war es — Juell!

Er stand da in Unterhosen und machte ein unglaublich dummes Gesicht, als das befreiende Lachen losbrach. „Man wird sich doch wohl noch umziehen können, wenn man naß ist“, erklärte er sein Aussehen, das er für die Ursache des Gelächters hielt.

Er, der kaum ein paar Wellen abbekommen hatte, er mußte trockenes Zeug anziehen, während die Kameraden schon seit Stunden keinen trockenen Faden am Leibe hatten.

Was aber das dumme Gesicht betraf — Mogstad machte ein noch dümmeres. „Alles — alles voll Blut darin“, entschuldigte er sich schon, bevor man ihn noch gefragt hatte.

Nun, das „Blut“ war der Inhalt einer Schokoladendose, die aus dem Schrank gefallen und beim Schlingern und Stampfen des Schiffes hin und her gekullert war. In den nächsten Wochen hatte Mogstad allerlei auszustehen.

Nansen verschwand mit Juell in der Kajüte. Die Tür zog er hinter sich zu. Es muß eine heilsame Medizin gewesen sein, die er dem Koch dort verabreicht hatte. Während der ganzen Expeditionsdauer stellte Juell nie mehr das eigene Ich über das größere Wir.

„Die Fahrt fängt ja lustig an“, sagte Nansen, als er wieder auf der Kommandobrücke stand. „Wenn das so weiter geht ...“

Aber es ging nicht so weiter.

Zuerst einmal kam der Kaffee. Und was für ein Kaffee! Niemals vorher hatte man solch einen köstlichen Kaffee getrunken.

Dann ließ der Sturm nach. Die „Fram“ segelte und dampfte ihren Kurs wie vorgesehen. Das Leben an Bord spielte sich ein, nahm seinen geregelten Gang.

Überall, wo das Schiff auf der Fahrt entlang der weitgezogenen norwegischen Küste in den folgenden Wochen anlegte, wurde es begeistert begrüßt. Dampfer voller Menschen kamen, um die Polarfahrer mit Musik,

Tücherschwenken und Kanonenschüssen zu ehren. Nansen fühlte sich bedrückt von den Vorschußlorbeeren, die man ihnen spendete, ehe noch etwas Bedeutendes geleistet worden war.

Einmal — Nansen erinnerte sich noch lange an diesen Anblick — stand eine alte Frau ganz allein auf einer weit vorspringenden Klippe und winkte.

„Ich möchte wohl wissen, ob sie uns meint“, sagte er zu dem Lotsen neben sich.

„Freilich.“ Er nickte.

„Ja, aber wie kann sie denn etwas über uns erfahren haben — hier draußen in der Einöde?“

Der Lotse lachte. „Die Namen ‚Nansen‘ und ‚Fram‘ kennt man in jeder Hütte, und man wird von Monat zu Monat warten, bis ihr wieder zurückkommt, darauf könnt ihr euch verlassen.“

Diese Anteilnahme des Volkes — war das nicht Verpflichtung, alles, auch das Letzte zu wagen, um die Fahrt erfolgreich zu machen? Lange sah Nansen zu der einsamen Frau hinüber. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

Er würde bereit sein.

In früher Stunde am 21. Juli verließ die „Fram“ den Hafen von Vardö. Damit hatte sie sich endgültig von der Heimat gelöst. Nun erst begann das Abenteuer wirklich.

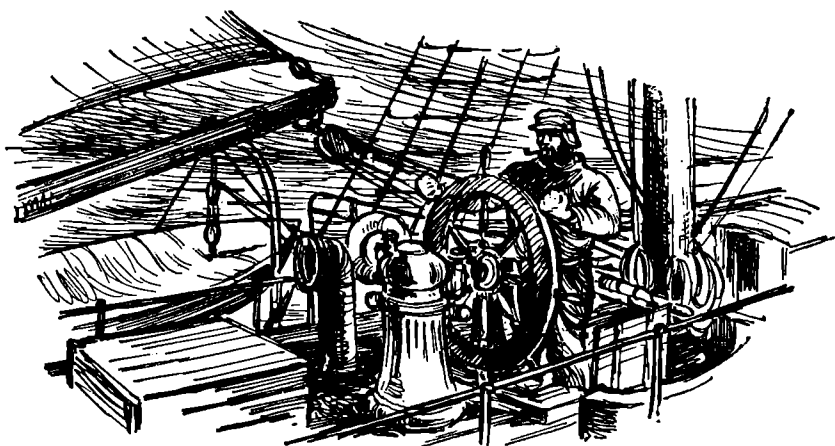
„Die Stadt lag noch in tiefem Schlummer“, beschreibt Nansen die Abfahrt. „Alles war so friedlich und schön ringsum. Nur etwas Lärm von erwachender Arbeit auf einem einzelnen Dampfschiff im Hafen ... Auf dem Zollkutter draußen stand ein Mann und fischte zu so früher Tageszeit.“

Es war just die rechte Stimmung, Norwegen zu verlassen. Oh, so wohlthuend friedlich und still! Welche Erholung für die Gedanken! Frei von dem betäubenden Lärm der Menschen mit ihren Hochrufen und den dröhnenden Kanonenschüssen.

Die Masten im Hafen, die Hausdächer und Schornsteine ragten in den kühlen Morgenhimmel. Eben brach die Sonne durch den Nebel und beleuchtete lächelnd den Strand, der hart, kahl und wettergebräunt, aber dennoch schön, im Morgennebel lag; hin und wieder sah man Häuschen und Fahrzeuge — und dahinter das ganze Norwegen ...

Während die ‚Fram‘ langsam dem Meere zusteuerte, unserem fernen Ziele entgegen, stand ich und sah das Land langsam am Himmelssaum entschwinden. Was mag sich alles ereignen, ehe wir dich wieder aus dem Meere steigen sehen?

Bald kam der Nebel und entführte alles.“



Nebel umgab sie auch während der Fahrt durch die Barents-See. Als sie nahe der Küste von Nowaja Semlja waren, wurde es hell. Aus tiefblauem Himmel lachte die Sonne herunter. Da lachten sie alle.

Die Freude war nur kurz. Bald wolkte sich von neuem schwerer, zäher Eismeernebel heran, in dem das Schiff tagelang trieb. „Nebel und nichts als Nebel, wohin wir die Blicke wenden. Er legt sich auf die Takelung und tröpfelt naß auf jeden Fleck des Decks. Er legt sich auf die Kleider und durchnäßt sie schließlich. Er legt sich auf Sinn und Gemüt, und alles wird grau in grau.“

Ende Juli, noch bevor sie die Yugor-Straße erreicht hatten, trafen sie das erste Eis. Schlechte Aussichten! Normalerweise waren zu dieser Jahreszeit die Gewässer hier eisfrei. Was sollte dann erst im Karischen Meer werden oder oben am Kap Tscheljuskin? Sie hatten noch einen langen Weg vor sich. Wenn sie schon jetzt Zeit verloren, konnte es geschehen, daß sie bereits vor Erreichen des Ziels im Eis steckenblieben. Dann müßten sie ein ganzes Jahr lang, bis zum nächsten Sommer, warten, um wieder freizukommen.

Wenn doch nur dieser Nebel ...

Da klarte es auf. Schon war Nansen oben in der Ausgucktonne. Freies Wasser! Ganz weit vorn im Osten freies Wasser!

Jetzt, „Fram“, zeige, was du kannst!

Und sie zeigte es. Für den Steuermann gab es schwere Arbeit, aber stolz spricht Nansen von seinem tüchtigen Schiff:

„Hart Steuerbord! Stütz! Hart Backbord! Recht so! Hart Steuerbord! So geht es unaufhörlich. Er dreht, schwitzt und dreht wieder; das Steuerrad geht wie das Rad am Spinnrocken. Und die ‚Fram‘ schwingt sich und windet sich zwischen den Eisschollen, ohne sie zu berühren, wenn auch nur eine Öffnung vorhanden ist, groß genug, daß sie eben hindurchkommen kann. Und wo keine solche vorhanden ist und sie das Eis trifft, rennt sie mit schwerer Fahrt den schrägen Bug aufs Eis hinauf, stößt es unter sich und sprengt die Schollen auseinander. Und wie stark ist die ‚Fram‘! Ob sie auch mit voller Fahrt drauflosstürmt, kein Knarren, keinen Laut gibt sie von sich, kaum daß sie ein wenig zittert.“

Wie stolz sie alle auf ihr Schiff wurden!

Die Yugor-Straße kam. Die Blicke suchten das Südufer ab. Chabarowa — wo blieb Chabarowa?

In Chabarowa, der Samojedensiedlung, sollten die Hunde an Bord kommen, dreißig sibirische Schlittenhunde, die besten der Welt. Sie mußten in mehr als dreimonatiger Wanderung hierhergebracht worden sein. Ob sie da waren? Es hing viel von ihnen ab. Wieviel, das wußte Nansen allein. Er hatte noch nicht davon gesprochen.

Hinter einer Landspitze tauchten die Dächer einiger Häuser auf, umstanden von vielen Zelten: Chabarowa. Die Hunde waren da; wilde Bestien, kaum zu bändigen, aber Prachtkerle, strotzend von Kraft.

Zum letztenmal konnten die Männer Post in die Heimat schicken. Was nun kam, war menschenleere Einsamkeit. Erst nach glücklichem Ausgang der Fahrt würde die Welt wieder von ihnen hören — oder gar nicht.

Sechs bange Wochen folgten, in denen die „Fram“ sich zwischen Land und Eis, zwischen Inseln und Untiefen hindurchzwängte, Wochen, in denen sie gegen unerwartet starke Strömungen kämpfen oder tagelang im Nebel liegenbleiben mußte. Es war ein schlechtes Eisjahr. Meeresteile, in denen Nordenskiöld offenes Wasser gehabt hatte, fand Nansen mit Eis verstopft. Immer wieder schwebten die Framleute in der Ungewißheit, ob sie liegenbleiben und ein Jahr verlieren oder durchbrechen und es gewinnen konnten. Sie mußten sich „fleißig mit der Salbe schmieren, die Geduld heißt“.

Bei der Taimyrhalbinsel rettete sie nur ein heftiger Südweststurm, der den sperrenden Eisriegel nach Norden schob, vor dem Festsitzen. Endlich gelang es, den nördlichsten Punkt der Alten Welt, Kap Tscheljuskin, zu bezwingen. Nun lag offenes Fahrwasser bis zum Ziel, bis zum Treibeis nördlich der Neusibirischen Inseln, vor ihnen.

Am 25. September 1893, auf etwa achtundsiebzig Grad nördlicher Breite, fror dort die „Fram“ ein, nachdem sie soweit wie möglich ins



Eis vorgestoßen war! Damit unterlag das Schiff nicht mehr dem Willen der Menschen, sondern nur noch der Gewalt des Eises und der Kraft der Strömung – wenn es sie überhaupt gab.

Die „Fram“ war gleichsam ein Teil des Eises geworden. Sie lag scheinbar unbewegt, aber die täglich vorgenommenen Messungen der geographischen Länge und Breite, deren Ergebnisse von der gesamten Mannschaft jedesmal mit großer Spannung erwartet wurden – die Messungen zeigten, daß es vorwärts ging, langsam zwar und unregelmäßig, oft im Zickzack und manchmal sogar zurück, aber alles in allem doch vorwärts.

Die Strömung, auf deren Vorhandensein der ganze Plan fußte, hatte das Schiff erfaßt und nahm es mit nach Norden.

Das Leben an Bord wurde ruhig, aber Langeweile kam nicht auf, dafür sorgte Nansen. Er wußte, daß in dem nun einsetzenden langen Polarwinter, wenn die Sonne für Monate unter dem Horizont bleibt und das nächtliche Dunkel nicht mehr vom Tageslicht verdrängt wird, Müßiggang zum ärgsten Feind für das kameradschaftliche Zusammenleben werden konnte.

Da wurde die durch Windmühlenflügel angetriebene elektrische Lichtanlage montiert.

Ja, sie würden elektrisches Licht an Bord haben zu einer Zeit, da manche Großstädte Europas es noch nicht besaßen.

Da wurde die Maschine Teil für Teil auseinandergenommen, gereinigt, gerichtet und mit liebevoller Sorgfalt wieder zusammengesetzt. „Amundsen sorgte für sie, als ob sie sein eigenes Kind wäre“, berichtet Nansen.

Und Amundsen antwortete, wenn er deswegen gehänselt wurde: „Ihr könnt meinetwegen reden, aber es gibt keine zweite solche Maschine in der Welt, und es wäre Sünde und Schande, nicht gut für sie zu sorgen.“

Da wurde in den Bordwerkstätten hergestellt, was man nur irgend brauchen konnte, angefangen von Holzschuhen und Axtstielen über Schier und Schlitten bis zu empfindlichsten Instrumenten für die wissenschaftliche Arbeit.

Nansen schreibt davon: „Im Raume machten wir Platz, um dort eine Tischlerwerkstätte einzurichten; die Mechanikerwerkstelle hatten wir im Maschinenraum, die Schmiede war anfänglich auf Deck und später auf dem Eise; die Klemplerarbeiten wurden meist im Kartenzimmer, die Schuhmacher-, Segel- und verschiedene andere Arbeiten im Salon vorgenommen. Und alle diese Beschäftigungen wurden während der ganzen Dauer der Expedition mit Lust und Liebe ausgeführt.

Einmal mußte ‚Schmied Lars‘ (Pettersen) die Davits des Großbootes, die im Karischen Meere durch die Wogen verbogen worden waren, wieder gerade machen; dann mußte ein Haken, ein Messer, eine Bärenfalle oder ein anderer Gegenstand geschmiedet werden. Der Klempler ... hatte einen großen Blechimer zum Schmelzen des Eises in der Küche zusammenzulöten. Der Mechaniker, Amundsen, hatte Auftrag, das eine oder andere Instrument, vielleicht einen neuen Strommesser, herzustellen; der Uhrmacher, Mogstad, hatte vielleicht einen Thermographen zu untersuchen und zu reinigen oder eine neue Feder in eine Uhr zu setzen, während der Segelmacher Order haben konnte, Geschirre für eine Anzahl Hunde anzufertigen.“

Für die Freizeit gab es eine reichhaltige Bücherei, gab es Unterhaltungsspiele und sogar mechanische Musikapparate. Außerdem war Johansen ein Meister auf der Ziehharmonika; wenn er abends beim geselligen Zusammensitzen seinen Hauptschlager — „Napoleons Marsch über die Alpen in einem offenen Boot“ — vortrug, ging die Stimmung hoch.

Nansen hatte alles getan, um das Zusammenleben auf engstem Raum so angenehm wie möglich zu machen.

Das Schiff war zu einem idealen, sicheren Winterquartier geworden, zu einer Oase in der Wüste von hügeligem, zusammengeschobenem, zerklüftetem Eis, die von den Framleuten sorglos nach allen Richtungen hin durchforscht wurde, bis — ja, bis einmal Peder Hendriksen schreckensbleich an Bord kletterte und nach einer Waffe schrie. „Ein Gewehr her, ein Gewehr! Ein Bär hat mich in die Seite gebissen! Schießt ihn tot! Er bringt uns die Hunde um!“

Die Hunde, die auf dem Eis in Schiffsnähe angepflockt waren, winselten, jaulten und bellten wie wahnsinnig.

Johansen, Blessing und Nansen stützten als erste aufs Deck. Von der Reling aus, wo Mogstad schon stand und mit seiner leergeschossenen Waffe herumfuchtelte, sahen sie unter sich im Dunkel der Winternacht einen großen Schatten auf dem Eis, umstellt von den wütend kläffenden Hunden.

Das war der Eisbär!

Einen der Hunde hatte er gepackt. Knochen brachen unter seinen Bissen. Die Gewehre flogen hoch, aber — Himmelherrgott — kein Schuß ging los! Die Läufe waren von der letzten Reinigung her noch mit Wergpfropfen verstopft, die Schlösser durch gefrorene Vaseline gehemmt. Ehe die Männer in der Dunkelheit die Pfropfen herausgezerrt hatten, konnte der Bär mit schnellem Tatzenhieb schon wieder einen Hund unter sich reißen. Diese Bestie! Dazu hatte man die kostbaren Tiere nicht mitgenommen.

Endlich blitzte Johansens Büchse einmal, zweimal auf. Der Schatten da unten zuckte zusammen, brummte grollend und lockerte die Fänge. Der Hund, den er gepackt hatte, riß sich los und rannte jaulend davon.

Nun bekam auch Nansen die Waffe frei. Sein Schuß, aus kürzester Entfernung abgegeben, traf den Bären in den Kopf. Er fiel auf die Seite und blieb liegen.

Die Hunde, die den lebenden Gegner eng umstellt und ihn wild angekläfft hatten, zogen sich von dem toten jetzt weit zurück und wurden still. Sie fürchteten eine List ihres Feindes und kamen erst wieder heran, als der Eisbär abgehäutet wurde.

Im Schein der herbeigebrachten Lampen konnte man sehen, daß es ein mageres, höchstens ein Jahr altes Tier war. Wäre der Bursche ausgewachsen gewesen — dann gute Nacht, Kamerad Hendriksen.

„Also, Peder, nun erzähl mal. Was war eigentlich los?“

„Was los war? Der Teufel war los! Beinahe hätte er mich mitgenommen.“ Hendriksen rieb sich die schmerzende Hüfte.

Juell glaubte, die Stimmung mit einem Scherz auflockern zu müssen: „Er wollte auch mal 'nen tüchtigen Happenpappen haben, der verhungerte Kerl da.“

Hendriksen musterte ihn ironisch und erwiderte, daß vom Standpunkt des Bären Juell mit seinem unterdessen angemästeten Bäuchlein eine schmackhaftere Portion abgegeben hätte. Sie waren übrigens bei der vielen Ruhe und dem guten Essen — Juell verstand was vom Kochen — alle ganz schön in die Breite gegangen.

Sverdrup verlangte energisch, daß der Koch sein dummes Gerede lassen und Hendriksen endlich im Zusammenhang berichten solle.

„Also — die Hunde waren doch schon den ganzen Tag unruhig. 'nen Grund dafür fanden wir nicht, aber als es ans Füttern ging, fehlten drei. Haben vielleicht 'nen Fuchs gejagt, dachte ich mir. Daß sich ein Eisbär hier so weit nördlich rumtreiben würde, wer hätte das geglaubt? Ja, im Frühling und Sommer, wenn Robben da sind, dann ist es was anderes — aber jetzt?

Na, kurz und gut, ich gehe vorhin mit Mogstad ein Stück vom Schiff weg, um nach den fehlenden Hunden zu suchen. Weil man ja bei der Dunkelheit kaum ein paar Schritte weit sehen kann — das bißchen Lampe macht auch nicht viel aus — nehmen wir uns noch einige von der Meute mit.

Es dauert gar nicht lange, da kommt uns was entgegen, 'n ziemlich großer Schatten. Einer von den Ausreißern, denken wir. Wie soll man das in der Dusterheit auch erkennen? Bloß die Hunde, die wurden furchtbar aufgeregt. Der Schatten kommt näher — ‚Menschenskind‘, schreit Mogstad, ‚das ist ja 'n Eisbär!‘

Ach du lieber Gott, und wir ohne Waffen! Nun aber die Beine in die Hand genommen und zurück zur ‚Fram‘! Mogstad mit seinen leichten Fellschuhen läuft wie ein Hirsch, aber ich mußte mir natürlich die schweren Dinger mit den Holzsohlen anziehen. Rennt mal damit — und dann so'n Biest hinter euch!

Was ist da groß zu machen? Ehe ich's ähne, taucht der Bär schon fauchend und knurrend neben mir auf und packt mich in die Seite! Nun ist's happenduster, denke ich, brülle aber trotzdem wie ein gestochener Ochse und schlage — was anderes habe ich ja nicht — dem Bären meine Laterne um die Nase. Der ist erstaunt darüber, daß sich dieses komische zweibeinige Tier nicht so einfach wie eine Robbe verputzen lassen will. Er läßt mich los und setzt sich auf seine Hinterbacken.

Wie ich nun weiterrenne, ist er gleich wieder hoch und hinter mir her. Ich fuchtele wie ein Wilder mit meiner Lampe, was ihn jetzt aber nicht mehr zu stören scheint. Endlich fällt es den Hunden ein, daß sie ja auch noch ein Wörtchen mitreden könnten. Sie fallen ihn an und verbeißen sich in ihm. Er muß von mir ablassen und sich mit ihnen beschäftigen — und ich komme ungefressen an Bord. Ja, so war's. Das andere wißt ihr dann ja selbst.“

„Gott sei Dank, Peder“, sagte Nansen und klopfte seinem Gefährten beruhigend auf die Schulter. „Gott sei Dank, daß es noch einmal so gut abgegangen ist.“ Dann fiel ihm Mogstad ein. „Aber Sie, Mogstad, warum



haben Sie uns denn nicht sofort alarmiert? Sie wurden doch nicht angegriffen; Sie rannten doch vorneweg.“

„Na ja, Herr Nansen“ — Mogstad hatte sichtlich kein ganz reines Gewissen — „ich sah natürlich, was los war, aber direkt helfen konnte ich doch nicht. Und als ich Hilfe holen wollte, stolperte ich vor lauter Aufregung dreimal das Fallreep runter. Deshalb griff ich bloß schnell mein Gewehr — da kam Peder schon und brüllte selbst das ganze Schiff wach. Hinterher kam der Bär und machte sich an die Hunde. Ich wollte schießen, aber das klappte nicht gleich. Als das Gewehr dann endlich losging — ich glaube nicht, daß ich getroffen habe, aufgeregt, wie ich war.“

„Also, Männer“ — Nansen wurde ganz sachlich — „niemals wieder ohne Waffe vom Schiff weggehen. Und daß die Gewehre von jetzt ab immer schußbereit sein müssen, ist wohl selbstverständlich.“

Sie meinten es alle.

Noch manches Mal gab es Zusammenstöße mit Eisbären. Die Jagd auf die Könige der Arktis wurde zu einer gern gesehenen Abwechslung, denn die Eintönigkeit der langen Winternacht begann trotz aller Tätigkeit an den Nerven der Männer zu zerren.

Auch der Küchenzettel wurde durch die Jagd bereichert. Besonders das Bärenherz war eine begehrte Delikatesse. Zwei solcher Herzen genügten, die dreizehn Mann satt zu machen.

Die Arktis hatte aber noch kräftigere Mittel, um Langeweile zu verschrecken. Sie ließ nicht darauf warten. Am 9. Oktober fing sie an — mit der ersten Eispressung.

Nun mußte das Schiff beweisen, ob es halten konnte, was man sich von ihm versprochen hatte.

„Wenn die in einer gewissen Richtung treibenden ungeheuren Eismassen plötzlich auf Hindernisse stoßen, etwa auf anderes Eis, das sich in entgegengesetzter Richtung bewegt“, erklärt Nansen den Vorgang, „so wird man leicht den gewaltigen Druck begreifen, der entstehen muß. Solch ein Kampf zwischen den Eismassen ist ein großartiges Schauspiel.“

Die Framleute saßen am Mittag des 9. Oktobers beim Essen, da brach draußen unvermittelt ohrenbetäubender Lärm aus. Das Schiff begann in seinen Fugen zu erzittern.

Alle stürzten an Deck. Dort, seht ihr — dort das Eis — geborsten!

Wasser quoll hervor. Die Schollen schoben sich aufeinander, rückten in breiter Front gegen das Schiff heran und stießen nun langsam mit zermalmender Wucht knirschend gegen die Bordwand.

Die Herzen der Männer bebten. So — vielleicht so war die „Jeanette“ zerstört worden. Befanden sie sich nicht fast in derselben Gegend? Was würde der „Fram“ geschehen?

Das Holz ächzte und stöhnte, aber das Eis — merkt ihr, Kameraden, wie der ganze Rumpf rüttelnd und schüttelnd höher steigt? — das Eis konnte dem Schiff nichts anhaben. Es wurde von den schrägen, runden Flächen nach unten abgedrängt, hob das Schiff nur an und schob sich unter dem tief in den Boden eingelassenen Kiel hindurch.

Weiter zog die Eiswooge. Der Lärm verlor sich nach und nach in der Ferne. Die Männer atmeten auf.

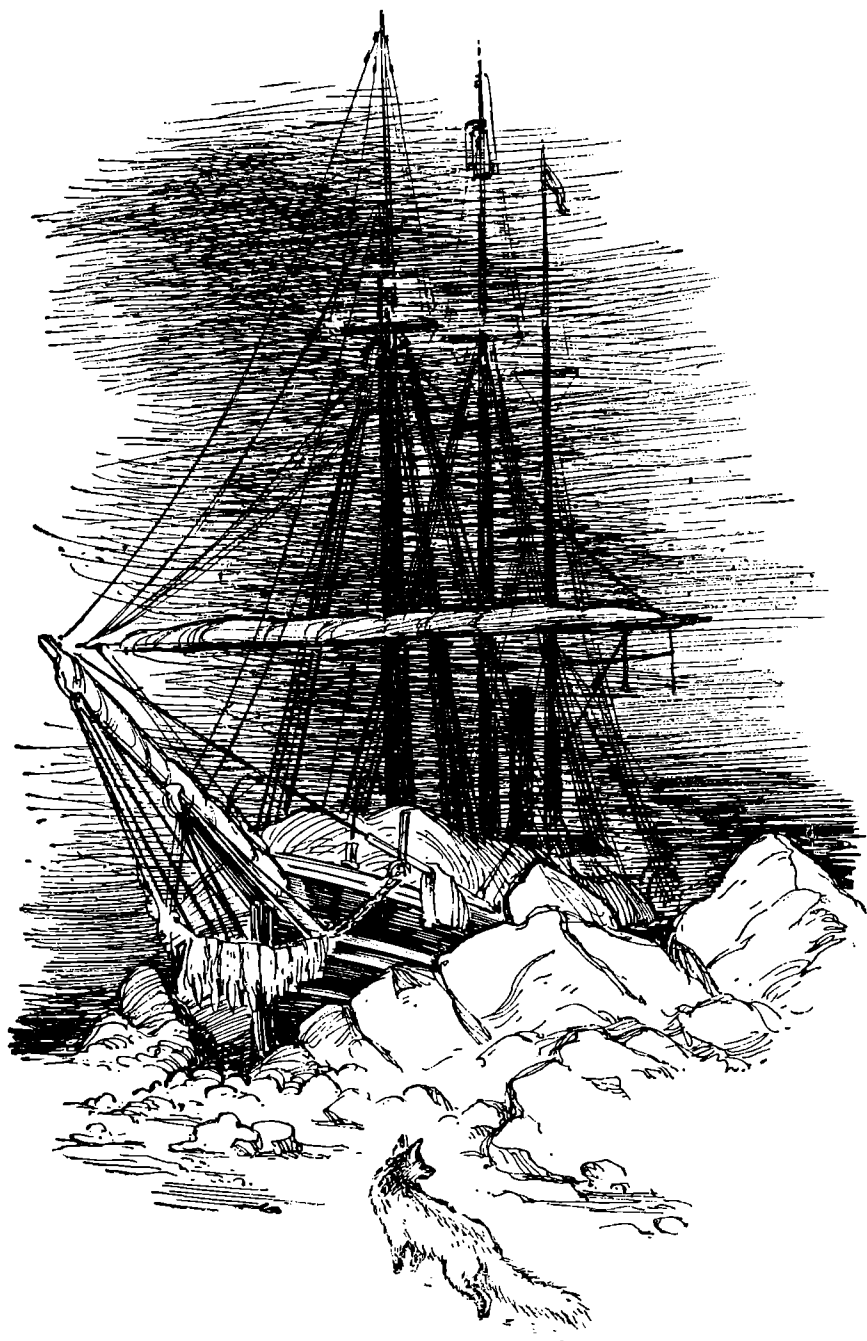
Blessing, noch bleich von dem Schrecken, streichelte verstohlen über das Holz des Rumpfes. Brave „Fram“, dachte er. Dachten sie alle.

Die Pressungen wiederholten sich während des ganzen Nachmittags. Einmal waren sie so stark, daß der schwere Schiffsrumpf ruckend und stampfend um Meter gehoben wurde. Welches andere Schiff hätte diesem Angriff widerstehen können?

Die „Fram“ aber überstand auch alle noch kommenden. Es waren viele. Da steht zum Beispiel in Nansens Tagebuch:

„Freitag, 13. Oktober. Jetzt sind wir gerade mitten in dem, wovor die Propheten uns so sehr bange machen wollten. Das Eis preßt und schiebt sich mit donnerartigem Getöse rund um uns herum. Es türmt sich zu langen Mauern und Haufen auf, die hoch genug sind, um ziemlich weit an der Takelung der ‚Fram‘ hinaufzureichen. Es versucht in der Tat sein Äußerstes, um die ‚Fram‘ zu Staub zu zermahlen. Wir sitzen hier aber ganz ruhig und gehen nicht einmal hinauf auf Deck, uns all den Wirrwarr anzusehen, sondern plaudern und lachen, wie wenn nichts wäre ...

Heute morgen bildete das Eis eine Szene melancholischer Verwirrung, die im herrlichsten Sonnenschein erglänzte. Rund um uns waren hohe,



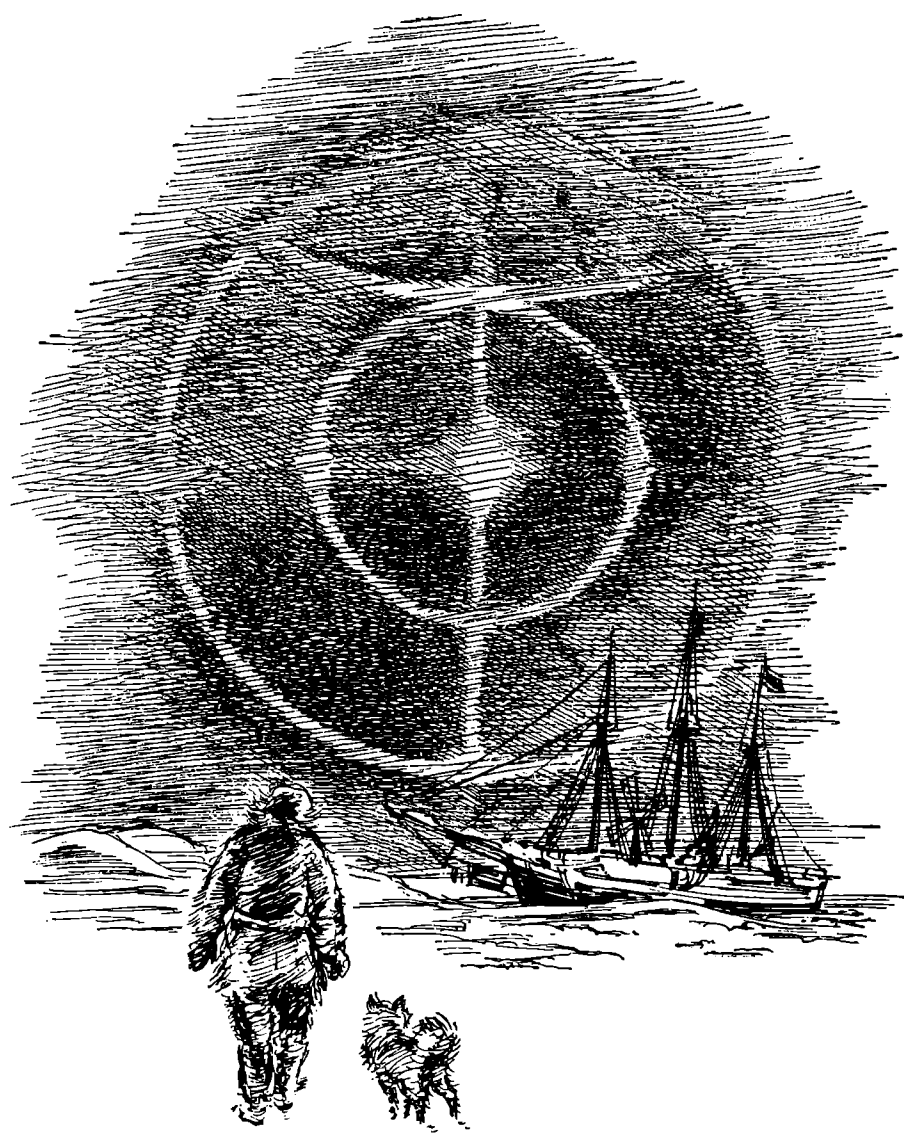
steile Eismauern aufgetürmt. Seltsam genug, obwohl wir gerade am Rande der stärksten Pressung gelegen hatten, waren wir mit dem Verlust eines Eisankers, eines Stückes Stahltrosse, einiger Planken und sonstiger Holzstücke und der Hälfte eines Samojedenschlittens davongekommen. Auch dieses hätte alles geborgen werden können, wenn wir uns rechtzeitig darum gekümmert hätten. Allein die Leute sind gegen die Eispressungen jetzt so gleichgültig geworden, daß sie, mag es noch so laut donnern, nicht einmal hinaufgehen, um nachzusehen. Sie fühlen, daß das Schiff es aushalten kann, und solange dies der Fall ist, kann nichts Schaden leiden als das Eis selbst.“

Gewaltiger noch ist der Eindruck, wenn der Mensch von der Pressung draußen, fern vom sicheren Schiff, überfallen wird. Nansen schildert dieses Erlebnis: „Zuerst vernimmt man in der großen Wüste ein Geräusch wie das Donnergebrüll eines weitentfernten Erdbebens, dann hört man es, immer näher und näher kommend, an mehreren Stellen. Die schweigende Eiswelt widerhallt vom Donner; die Riesen der Natur erwachen zur Schlacht. Das Eis beginnt ringsumher zu bersten und türmt sich auf, und ganz plötzlich befindet man sich mitten im Kampfe.

Auf allen Seiten hört man Heulen und Donnern, man fühlt das Eis erzittern und hört es unter den Füßen brüllen; nirgends ist Friede. In dem Halbdunkel sieht man es zu immer näher und näher kommenden hohen Ketten sich auftürmen und aufwerfen; Schollen von drei, vier und fünf Meter Dicke bersten und werden übereinandergeworfen, als ob sie federleicht wären. Sie sind jetzt ganz nahe, und man eilt fort, um das Leben zu retten; aber plötzlich spaltet sich das Eis vor uns, ein schwarzer Abgrund öffnet sich, aus dem das Wasser emporströmt. Man wendet sich nach einer anderen Richtung, allein durch die Dunkelheit kann man eben noch sehen, daß ein neuer Wall von Eisblöcken sich heranbewegt.

...Rundherum Donner und Brüllen wie von einem ungeheuren Wasserfall, mit Explosionen wie Geschützsalven. Immer näher kommt es heran. Die Scholle, auf der man steht, wird kleiner und kleiner, Wasser strömt darüber hinweg. Es gibt kein Entkommen, als indem man über die rollenden Eisblöcke klettert, um auf die andere Seite des Packeises zu gelangen. Aber der Aufruhr legt sich, das Getöse verhallt und verliert sich allmählich in der Ferne.“

Wieder breitete sich die Stille der Polarnacht über die eisige Unendlichkeit, unterbrochen nur von dem Gebell der stromernd, sich jagenden und übereinander herfallenden Hunde oder von dem Geheul aufkommenden Sturmes, der in der Takelage klapperte und pff. Sonst lag das große weiße Schweigen über der Arktis.



Nordlichter erglühnten am Himmel.

Nansen, tief berührt von dem seltsamen Schauspiel, hielt es mit Farbstift und Griffel im Bilde fest. Seine Feder schrieb:

„Es gibt nichts so wunderbar Schönes wie die arktische Nacht. Sie ist ein Traumland, in den zartesten Tönen gemalt, die man sich denken kann — ist in Äther verwandelte Farbe. Ein Schatten verschmilzt in dem andern, daß man nicht weiß, wo der eine endet und der andere beginnt. Und doch sind sie alle vorhanden.

Keine Formen. Alles ist schwache, träumerisch gefärbte Musik, eine weit entfernte langgezogene Melodie auf gedämpften Seiten. Ist nicht alle Schönheit des Lebens erhaben und zart wie diese Nacht?“

Am 8. Dezember meldete ihm Scott-Hansen das Entstehen eines besonders prächtigen Nordlichtes, und trotz der fünfunddreißig Grad Kälte harrete Nansen in dünner Kleidung lange auf Deck aus. Noch ergriffen von dem Geschauten, schrieb er: „Das Deck war hell beleuchtet, und der Widerschein des Lichtes spielte überall auf dem Eise. Der ganze Himmel glühte davon . . . Feuermassen hatten sich in glänzende, vielfarbige Streifen geteilt, die sich im Süden wie im Norden über den Himmel wanden und durcheinander verschlangen. Die Strahlen funkelten in den reinsten, kristallklaren Regenbogenfarben . . . Sehr oft waren die Strahlen des Bogens am Ende rot, verwandelten sich höher hinauf in funkelndes Grün, das ganz oben dunkler wurde, und gingen in Blau oder Violett über, ehe sie im Blau des Himmels verschwanden . . .

Manchmal erreichte das Schauspiel einen solchen Höhepunkt, daß einem der Atem stillstand; man glaubte, daß irgend etwas Außergewöhnliches eintreten, daß zum mindesten der Himmel einstürzen müsse. Aber während man noch in atemloser Erwartung dasteht, sinkt die ganze Erscheinung gleichsam mit einigen raschen, leichten Läufen auf der Tonleiter in das leere Nichts zusammen. . . . Man fühlt sich in Gegenwart eines Meisters, der sein Instrument völlig beherrscht . . .

Als Finale gibt es eine wilde Entfaltung von Feuerwerk in allen Farbtönen, ein solches überall loderndes Feuer, daß man jede Minute erwartet, alles unten auf dem Eise zu sehen, weil am Himmel kein Platz mehr dafür ist.“

Weiter ging die Zeit, reihte sich Tag an Tag, Woche an Woche. Monat um Monat verfloß, ausgefüllt mit dem immer gleichen Tagewerk, manchmal unterbrochen von den Erlebnissen der Jagd oder den spannungsgeladenen Stunden der Eispressungen, hin und wieder durch eine kleine Feier. Vom ersten Weihnachtsfest an Bord gibt Nansen eine ausführliche Schilderung.

„Sonntag, 24. Dezember. Weihnachtsabend. 37 Grad Kälte. Glitzernder Mondschein und die unendliche Stille der arktischen Nacht. Ich machte einen einsamen Spaziergang auf dem Eise. Der erste Weihnachtsabend, wie weit von der Heimat!

... Es herrschte eine eigentümlich gehobene Stimmung an Bord, die sonst bei uns durchaus nicht üblich war. Ein jeder beschäftigte sich in seinen geheimsten Gedanken mit der Heimat, allein die Kameraden sollten das nicht merken, und infolgedessen wurde mehr gescherzt und gelacht als sonst.

Alle Lampen und Lichter, die wir an Bord hatten, wurden angezündet, und jede Ecke im Salon und in den Kabinen wurde glänzend erleuchtet.

Die Verpflegung an diesem Feste übertraf natürlich die aller früheren Tage, denn Essen war das Einzige, womit wir Feste feiern konnten. Das Diner war in der Tat ausgezeichnet und ebenso das Abendessen, nach dessen Beendigung ganze Berge von Weihnachtskuchen auf den Tisch kamen, die Juell während mehrerer Wochen fleißig gebacken hatte. Dann hatten wir den Genuß eines Glases Grog und einer Zigarre, da diesmal das Rauchen im Salon selbstverständlich erlaubt war.

Den Höhepunkt erreichte die Feier, als zwei Kisten mit Weihnachtsgeschenken herbeigebracht wurden, die eine von Scott-Hansens Mutter, die andere von seiner Braut, Fräulein Fougner. Rührend war die kindliche Freude anzusehen, mit welcher jeder seine Gabe in Empfang nahm, mochte es nun eine Pfeife, ein Messer oder eine sonstige Kleinigkeit sein; man fühlte, daß es gleichsam eine Botschaft aus der Heimat sei.

Nachher wurden Reden gehalten, und dann erschien die ‚Framsjaa‘ mit einer illustrierten Beilage, aus welcher ich nachstehend einige Proben gebe. Die Zeichnungen sind das Werk des berühmten arktischen Zeichners Huttetu.

Die folgenden beiden Verse sind dem Gedichte entnommen, welches diesem Tage gewidmet war:

Wenn am Bug wie Mauern fest das Eis hier steht,
kalt der Wind und schneidend übers Schneefeld weht,
wenn das Schiff bewegt wird von der Strömung kaum,
dann erscheint die Heimat lockend uns im Traum.

Mög ihr Freude bringen heut' das schöne Fest,
auch das neue Jahr mög' bieten ihr das Best';
uns schenk es Geduld nur, die uns führt zum Pol
und uns in die Heimat bringt gesund und wohl.

Es waren noch viele andere Gedichte, darunter eins, das die hauptsächlichsten Begebenheiten der letzten Wochen in folgender Weise schildert:

Wir trafen Bären an; die Hunde kriegten Junge;
auch Kuchen buken wir, die schmeckten jeder Zunge.
Freund Hendriksen, der ist gewiß noch nie gefallen,
selbst nicht, als ihn der Bär fast hatte in den Krallen.
Bei Mogstad das Gewehr hört man sehr oft versagen,
und Jacobsen sieht man stets eine Lanze tragen.

... Nach dem Vorlesen der Zeitung kamen Instrumentalvorträge und Gesang, und es war schon spät in der Nacht, als wir das Lager aufsuchten.

Montag, 25. Dezember. Weihnachten. Thermometer 38 Grad unter Null. Ich unternahm in dem wundervollen Scheine des Vollmonds einen Spaziergang nach Süden, brach aber bei einem neuentstandenen Riß mit einem Bein durch das junge Eis und wurde durch und durch naß. Solch ein Unfall hat aber bei derartigem Frost sehr wenig auf sich; das Wasser erstarrt sofort zu Eis und macht einem nicht sehr kalt, vielmehr fühlt man sich bald wieder trocken.

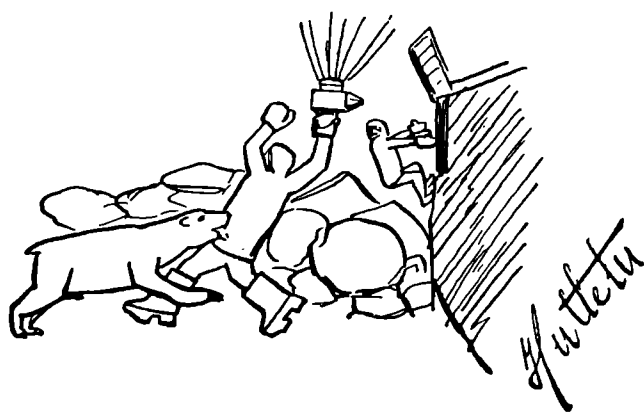
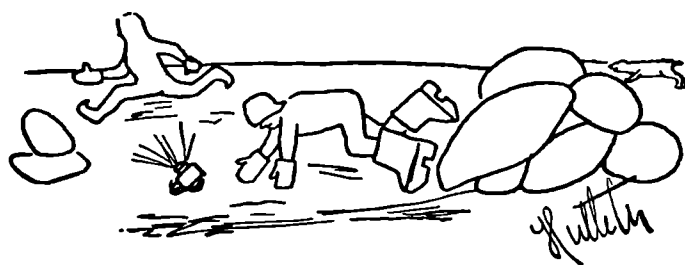
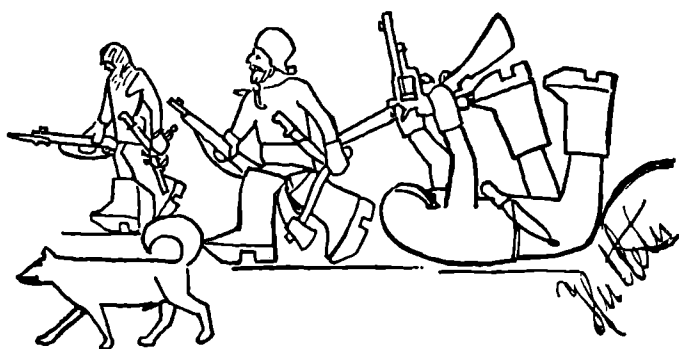
Zu Hause werden sie jetzt viel an uns denken und uns viele mitleidige Seufzer weihen wegen all der Entbehrungen, die wir in dieser kalten, trostlosen Eisregion zu ertragen haben. Ich fürchte aber, ihr Mitgefühl würde sich abkühlen, wenn sie uns sehen, die bei uns herrschende Fröhlichkeit hören und Zeuge all unserer Behaglichkeit und unseres guten Mutes sein könnten. Ihnen kann es zu Hause kaum besser gehen ...

Man höre nur das Menü unseres heutigen Diners:

1. Ochsenschwanzsuppe.
2. Fischpudding mit Kartoffeln und geschmolzener Butter.
3. Rentierbraten mit Erbsen, französischen Bohnen, Kartoffeln und eingemachten Kronsbeeren.
4. Moltebeeren mit Sahne.
5. Kuchen und Marzipan (ein willkommenes Geschenk vom Bäcker der Expedition, den wir dafür segneten).

Und zu alledem das in unserm Weltteil so berühmte Ringnes-Bockbier. Ist das die richtige Art von Diner für Leute, die sich gegen die Schrecken der Polarnacht abhärten sollen?

... Fügt man zu all diesen guten Dingen noch unser festgebautes, sicheres Wohnhaus, unseren behaglichen Salon, der von einer großen und mehreren kleineren Petroleumlampen erleuchtet wurde, wenn wir gerade kein elektrisches Licht hatten, die beständige Fröhlichkeit, das Kartenspiel



und die große Menge von Büchern mit und ohne Illustrationen, die gute, unterhaltende Lektüre boten, und dann einen tüchtigen, gesunden Schlaf — was konnte man sich Besseres wünschen?

Aber, o Polarnacht ... auf deiner blassen, schönen Wange ist keine Spur von Gefühl.

... Rein, schön und stolz schwebst du durch den Äther über das gefrorene Meer, und dein aus Strahlen des Nordlichtes gewobenes Gewand bedeckt das Himmelsgewölbe ...

Oh, wie müde bin ich deiner kalten Schönheit!"

Erstes Dämmern kündete den Frühling an. Die Sonne erschien, stieg höher und höher über den Horizont. Bald würde sie Tag und Nacht am Himmel stehen.

Unruhe, Unzufriedenheit begannen in Nansen zu gären.

„Was ist eigentlich mit Ihnen los?“ fragte der Arzt. „Sie gefallen mir in der letzten Zeit nicht mehr so recht, sind mürrisch und leicht gereizt. Warum? Haben Sie Grund dazu? Unsere Expedition nimmt doch im großen und ganzen den Verlauf, wie Sie ihn vorberechnet haben.“

Blessing sah, daß Nansen etwas einwenden wollte, ließ es aber nicht dazu kommen. „Ich weiß, ich weiß“, ging er auf das Unausgesprochene ein, „die Drift wird uns südlicher am Pol vorbeitreiben, als uns allen lieb ist. Aber glauben Sie nicht, daß die wissenschaftlichen Ergebnisse — und die waren Ihnen doch von Anfang an die Hauptsache — daß diese Ergebnisse hier die gleichen sind wie ein paar hundert Kilometer nördlicher? Warum also Ihre Verstimmung?“

Nansen hatte seinen Kopf in die Hand gestützt und blickte weiter auf die Karte vor sich. Sie zeigte die Küsten, Inseln und Meere des Nordens, soweit sie bekannt waren. Im Mittelpunkt, wo sich die Meridiane vereinigten, stand: Nordpol. Um ihn herum, bis an die Nordküste Grönlands, bis nahe Spitzbergen, bis fast an die nördlichen Küstenlinien Sibiriens und Alaskas reichend, war die Karte weiß, inhaltslos. Unersforschtes Gebiet wird so dargestellt.

In die weiße Fläche stieß eine rote Zickzacklinie vor: der bisherige Kurs der „Fram“. Nansens Finger zeichnete ihn nach, aber sein Blick ging dorthin, wo der Pol markiert war. Endlich hob Nansen den Kopf und sah den Arzt an.

„Nach dem ‚Warum‘ fragen Sie, Doktor? Warum mein Zustand? Ich werde es Ihnen sagen: Weil ich fast Scham empfinde, wenn ich die Entbehrungen und Leiden früherer Expeditionen mit der gemächlichen Art vergleiche, in der die ‚Fram‘ durch unbekannte Gegenden der Erde treibt.

Und wissen Sie, was das Schlimmste dabei ist? Untätiger Zuschauer sein, wenn man zwei starke Arme besitzt!“

„Aber, aber“ — Blessing wehrte entschieden ab — „untätiger Zuschauer? Sie? Haben die wissenschaftlichen Arbeiten bisher nicht den ganzen Nansen gefordert? Wer bestimmt denn bis in die größterreichbaren Tiefen Temperatur und Salzgehalt des Wassers? Wer versucht, dem Entstehen und Wachsen des Eises auf die Spur zu kommen? Forscht dem Lauf der Meeresströmungen nach? Wer untersucht die Tierwelt in diesem nördlichsten Meere der Erde und sitzt tagelang über Algen und ähnlichem Zeug am Mikroskop? Und wer, frage ich, leitet die Beobachtungen über das Nordlicht und den Magnetismus? Sie sind es doch, Nansen! Und da reden Sie von Untätigkeit?“

„Nein, nein, Blessing“, Nansen winkte ab, „so ist das nicht gemeint. Aber was ich hier mache, kann ebensogut ein anderer tun. Es ist — wenn ich ehrlich bin — ganz verdammt Dreck! Die Einförmigkeit, verstehen Sie, diese untätige, leblose Einförmigkeit lastet auf mir, drückt mich nieder. Kein Kampf, keine Möglichkeit eines Kampfes. Oh, es dringt einem Eis in die Seele! Und dabei dieses Abwartenmüssen, dieses irrsinnig langsame Vorwärts- und Rückwärtstreiben. Wer soll denn so viel Geduld aufbringen!“

Nansen war aufgesprungen und lief in der kleinen Kajüte hin und her. Er erinnerte an einen in engem Käfig gefangengehaltenen Tiger.

Blessing schwieg. Es war gut für Nansen, wenn er sich einmal aussprechen konnte.

Der Erregte blieb vor dem Arzt stehen.

„Und dann noch eins, Doktor: Gewiß habe ich's oft und oft betont, daß wir nicht ausgezogen sind, den mathematisch genauen nördlichen Pol zu finden. Aber glauben Sie nicht, daß ich im Innern meines Herzens doch den Wunsch habe, von Anfang an hatte, den Nordpol zu erreichen? Und nun werden wir vielleicht daran vorbeitreiben wie Reisende, die einen falschen Zug erwischt haben! Noch warte und beobachte ich — den ganzen Sommer und den nächsten Winter über werde ich das tun — aber wenn es in der falschen Richtung weitergeht, dann werden wieder einmal die Brücken abgebrochen und alles für eine Fahrt übers Eis nach Norden eingesetzt! Ich brenne, Blessing, ich brenne nach neuen Entdeckungen für die Menschheit!“

Seine Stimme hatte sich immer mehr gesteigert. Desto fühlbarer lag nun Schweigen in dem engen Raum.

Nansen atmete tief — fuhr dann in völlig ruhigem, sachlichem Tone fort: „Ich habe den Plan gefaßt, das Schiff zusammen mit einem Gefährten

zu verlassen und mit Hundeschlitten und Eskimokajaks zum Pol vorzustößen — wenn wir nicht noch von der Strömung näher herangetrieben werden sollten. Es wird eine gewagte Fahrt werden, eine Fahrt auf Leben und Tod, das weiß ich wohl, aber es wäre unmännlich, sich ein Ziel zu setzen und, wenn es zum Kampf kommt, zu weichen. Ich kenne jetzt nur einen Weg: Vorwärts!

Mit Kapitän Sverdrup habe ich bereits über den Plan gesprochen. Er denkt genau wie ich. Ohne Besinnen war er bereit, mich zu begleiten. Aber wir können nicht beide gehen. Er muß bleiben, um Schiff und Mannschaft wieder heil aus dem Eis heraus und in die Heimat zu bringen. Wenn es soweit kommen sollte, werde ich zuerst Johansen fragen. Er ist körperlich von allen am besten geeignet, er ist ein guter Schiläufer — er ist mutig.

Ja, Doktor, das also ist mein Plan. Und nun kennen Sie auch den Grund meiner Unruhe.“

Schon während des Zuhörens war Blessing vor Erregung aufgesprungen. Jetzt brach es aus ihm heraus: „Wahnsinnig ist er, Ihr Plan, Nansen, purer Wahwitz! Bedenken Sie: Zwei Menschen allein in dem Grauen der Eiswüste, ohne Schutz den Gefahren der Arktis ausgesetzt! Dazu die Anstrengungen des Marsches in Sturm und Kälte und, was das Schlimmste ist, die Unmöglichkeit, das Schiff wiederzufinden. Es wird ja unterdessen weitergetrieben, so unberechenbar weitergetrieben, daß es keine Möglichkeit gibt, zu ihm zurückzukehren. Sie müßten also über das treibende Eis hinweg Land erreichen.

Ob und wann Ihnen das gelingt, ob Ihr Proviant genügen wird, ja, ob Sie auf dem vielleicht erreichten Land dann ein Schiff zur Heimfahrt finden werden — Nansen, Nansen, das ist eine Rechnung mit vielen Unbekannten, aber . . .“ Dieses „Aber“ kam schon stockend, überlegend. „Aber das haben Sie sich natürlich alles längst selbst gesagt. Wenn Sie trotzdem . . .“

Eine Pause der Besinnung unterbrach die Worte des Arztes. Endlich sprach er leise und sehr bedächtig weiter: „Sie brauchen nicht unbedingt Johansen zu fragen. Auch ich bin bereit, mit Ihnen zu gehen — wenn Sie wollen!“

„Doktor!“ In Nansens Gesicht spiegelten sich Überraschung, Staunen und Freude. „Doktor! Also erkennen auch Sie, daß der Marsch zum Pol sein muß. Ich würde gern mit Ihnen gehen — aber nein, unmöglich. Sie dürfen genausowenig von der Mannschaft fort wie Sverdrup. Ich danke Ihnen, Blessing, aber es darf nicht sein. Wenn es soweit kommen sollte, werde ich mit Johansen reden.“

Als Nansen ihn am 19. November in seinen Plan einweihte, sagte Johansen sein „Ja“ ohne Besinnen. Auf den Vorschlag, sich erst noch einen oder zwei Tage zu bedenken, denn es handle sich nicht um einen Spaziergang, sondern vielleicht um Leben und Tod, ganz bestimmt aber um Leiden und Entbehrungen, antwortete er: „Bedenkzeit brauche ich nicht. Ich halte es für eine große Ehre, daß Sie mich zum Begleiter auswählen.“

Den ganzen Winter hindurch — es war die zweite Polarnacht, die sie im Eise verbrachten — wurde die Polwanderung vorbereitet. Immer wieder wurden die Ausrüstungsgegenstände in der Praxis erprobt — die Kleidung, die Schlafsäcke und das Zelt genauso wie Schier, Schlitten, Kajaks und Waffen.

Bei vierzig Grad Kälte gingen sie tagelang vom Schiff fort, um so zu leben, wie sie später auf ihrer Wanderung würden leben müssen. Alle Mängel, die sich dabei herausstellten, wurden behoben. Nichts durfte vergessen werden, konnte doch von einer Kleinigkeit einmal ihr Weiterbestehen abhängen; dennoch mußte jedes Überflüssige wegbleiben, um unnötige Lasten zu vermeiden. Besonders schwierig und anstrengend war es, die Hunde an ihre Arbeit zu gewöhnen.

Ende Februar 1895 war alles bereit.

Die „Fram“ lag auf dem vierundachtzigsten Breitengrad, nördlicher, als jemals vorher ein Schiff gekommen war. Rund sechshundertsechzig Kilometer waren es bis zum Pol. Sechshundertsechzig Kilometer — sie konnten in dreißig Tagen geschafft werden, wenn alles gut ging. Wenn!

5. KAPITEL

Zwei Männer im Eis

Zweimal brachen Nansen und Johansen auf — beide Male kehrten sie wieder um, weil es sich unterwegs herausgestellt hatte, daß die Schlitten immer noch nicht stark genug, daß die Lasten noch immer zu groß waren.

Als sie am 14. März 1895 zum drittenmal starteten, hatten sie auf drei Schlitten, die von achtundzwanzig Hunden gezogen wurden, über sechshundert Kilogramm Gepäck geladen, darunter Proviant für hundert Tage.



Den Hunden stand ein schwerer Opfergang bevor. Für dreißig Tage Fressen lag auf den Schlitten verstaut. Dreißig Tage — dann würde einer nach dem andern den Übrigbleibenden als Futter dienen müssen. Die letzten hatten im besten Falle achtzig Tage zu leben.

Der dritte Abschied war endgültig. Fünf der Kameraden begleiteten sie noch ein Stück. Sverdrup durfte sich nicht allzuweit vom Schiff fortwagen. Auf dem Gipfel eines Eishügels — die „Fram“ lag fern, klein und dunkel im unendlichen Weiß — sagte er dem Freund Lebewohl. Nansen sah ihn noch lange dort oben stehen.

Als nächster blieb Mogstad zurück. Er wollte eigentlich wie die anderen bis zum folgenden Tag mitmachen, aber in seinen Wolfsfellhosen war ihm so heiß geworden, daß er sich nach der Ruhe und Geborgenheit der „Fram“ sehnte.

Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen konnten zuerst auf ihren Schiern kaum dem Tempo folgen, mit dem die ausgeruhten Hunde die Schlitten über die glatte Bahn zogen.

Dann aber kamen die Hindernisse. Altes Eis, das Jahr für Jahr schweren Pressungen ausgesetzt gewesen war, hatte sich zu gestaffelten Hügelketten zusammengeschoben. Durch Abtauen im Sommer und starken Schneefall im Winter war ein zerklüftetes, scharfkantiges Eisgewirr entstanden, vier, sechs, manchmal zehn Meter hoch.

Da konnten die Hunde allein nicht mehr weiter. Die Männer mußten zufassen und die schweren Schlitten — drei Meter sechzig lang waren sie und fast fünf Zentner schwer — über die Eisketten wuchten. Dabei durften die Kajaks nicht beschädigt werden.

Nach sechs Stunden waren Mensch und Tier ermattet. Das Lager wurde aufgebaut. Statt der erhofften zwanzig Kilometer hatten sie kaum elf hinter sich gebracht, trotz der Unterstützung durch die drei Begleiter.

Nach gemeinsamem Frühstück am nächsten Morgen gingen auch sie zur „Fram“ zurück. Pettersen, der vorher so unzufrieden gewesen war, daß er nicht mitdurfte zum Pol — er hatte Nansen mehrmals darum gebeten — Pettersen schnaufte glücklich, als er das Schiff wieder vor sich liegen sah. „Junge, Junge, bin ich froh, daß ich umkehren konnte“, sagte er mehr zu sich als zu den andern.

Schweigsam schirrten Nansen und Johansen die Hunde an.

Von einem Eisblock aus sahen sie fern, dicht über dem südlichen Horizont, ein paar feine Striche vor dem fahlen Himmel stehen: die Maste der „Fram“. Würden sie je wieder die Füße auf ihr Deck setzen können? Das Schiff war ein Stück Heimat.

Heimat. Alle Gedanken gingen in dieser Minute zu ihr.

Die Hunde des ersten Gespanns begannen zu kläffen; die anderen fielen ein. Die Gegenwart war wieder da. Die beiden Männer blickten sich an, lächelten, nickten sich zu. Ihre Hände schlossen sich mit festem Druck. Bündnis war das und Versprechen. Gesagt wurde nichts. Dann pfliffen sie den Hunden. Nach Norden ging der Kurs. Polwärts.

Am Anfang der nächsten Woche wurde das Eis besser. Die Tagesleistungen stiegen bis auf fünfzehn Kilometer. Das Tagebuch vermerkt: „Mittwoch, 20. März: Schönes Wetter zum Reisen, mit prächtigen Sonnenuntergängen, aber etwas kalt, namentlich nachts in den Schlafsäcken. Wir hatten einundvierzig bis zweiundvierzig Grad Kälte ...“

Zweiundvierzig Grad Kälte — das nennt Nansen „etwas“ kalt.

„... Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir vordringen ... Wenn das so bleibt, wird das Ganze wie ein Tanz gehen.“

Es blieb nicht so.

„Sonabend, 23. März: ... Wir hielten aus bis neun Uhr abends, worauf wir in dem schlimmsten Eis, welches wir in letzter Zeit gehabt haben, haltmachten ... Von hier ab war es mit dem flachen Eise, auf dem das Marschieren Freude gemacht hatte, zu Ende, und wir hatten oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.“

Mit jedem Kilometer weiter nach Norden wuchs die Mühsal.

„... Wir ermüdeten immer mehr von der nie endenden Anstrengung, wenn wir den Hunden helfen und die Schlitten jedesmal, wenn sie umgefallen waren, wieder aufrichten und sie über Hügel und sonstige Unebenheiten des Terrains ziehen oder geradezu hinwegheben mußten. Manchmal waren wir abends so schläfrig, daß uns die Augen zufielen und wir im Weitergehen einschliefen. Der Kopf sank mir herab, ich schlief, doch plötzlich wachte ich auf, wenn ich auf den Schneeschuhen vornüber stolperte ...“

Hungrig wie Wölfe waren sie abends, wenn sie nach der Plackerei des Tages das Zelt aufgebaut, die Hunde versorgt und sich ihre warme Mahlzeit gekocht hatten. Dennoch mußten sie einander während des Essens immer wieder anstoßen, weil mal der eine, dann der andere vor Erschöpfung einschlief.

Die Kälte was schlimm. In den Thermometern gefror das Quecksilber. Nachts waren meist unter vierzig Grad Celsius. Aus dem hartgefrorenen Schlafsack, in dem sie beide lagen, um sich gegenseitig zu wärmen, konnte der Körperdunst nicht entweichen. Er schlug sich als Feuchtigkeit an der Innenseite, in den Decken und Kleidern nieder. Morgens, wenn sie hinaus krochen, waren die nassen Sachen in Minuten zu krachenden Panzern gefroren. Nansen rieb sich das Handgelenk am eisigen Jackenärmel wund. Frost kam hinein; erst nach Monaten heilte die schmerzende Wunde.

Die Hunde hatten bald keine Lust und keine Kraft mehr, die Schlitten durch den stumpfen Schnee und über die nie endenden Eishügel zu zerren. „Pan! Barrabas! Kaiphas!“ mußten sie immer und immer wieder angerufen werden. „Willst du vorwärts, du Teufel, du! Prr, prr, ihr Höllenhunde! Saß, saß! Hol euch der Teufel mitsamt dem Schlitten!“

Ach, das Schimpfen half nichts. Wenn es ihnen zu schwer wurde – das war schon nach ein paar Kilometern der Fall – setzten sie sich einfach. Weder gute noch böse Worte konnten sie dann zum Weitermachen bewegen. Erst die Peitsche trieb sie wieder empor. Es tat den Männern bitter weh, die ausgemergelten Tiere zu schlagen.

„Es war unleugbar eine Grausamkeit gegen die armen Tiere“, schrieb Nansen später, „an die man sich noch oft mit Abscheu erinnert. Noch jetzt macht es mich schauern, wenn ich daran denke, wie wir sie mit dicken Eschenstöcken unbarmherzig geschlagen haben, wenn sie, kaum noch imstande sich zu bewegen, vor lauter Erschöpfung anhielten. Das Herz blutete einem, wenn man es mit ansehen mußte, aber wir wandten den Blick ab und verhärteten uns. Es war notwendig. Wir mußten ja vorwärts, und diesem Zweck gegenüber mußte alles andere zurücktreten. Das ist die traurige Seite von Expeditionen dieser Art. Wenn ich an alle die prächtigen Tiere denke, die ohne zu murren für uns gearbeitet haben, solange sie einen Muskel rühren konnten, die niemals Dank, selten ein freundliches Wort dafür bekommen haben, die sich täglich unter der Peitsche krümmten, bis die Zeit kam, da sie nicht mehr konnten und der Tod sie von ihrem Leiden befreite. wenn ich daran denke ... dann kommen mir Augenblicke bitterer Selbstvorwürfe.“

Bei jedem Aufenthalt liefen die Tiere durcheinander oder versuchten sich auf die Proviantssäcke zu stürzen. Dann verhedderten sich natürlich

die Leinen, und es wurde zur Qual, bei dreißig bis vierzig Grad Kälte die Knoten in den steifgefrorenen Stricken mit bloßen, aufgesprungenen Händen zu entwirren und die Hunde neu anzuschirren. Aber immer wieder wurden die Zähne zusammengebissen zum trotzigsten: Vorwärts!

„Freitag, 29. März: Wir quälen uns weiter, aber es geht sehr langsam . . . Oft kommen schauderhaft aussehende, große, aufgetürmte Eistrücken, die uns sehr viel Zeit kosten . . .“

„31. März: Heute früh zeigte das Thermometer dreißig Grad Kälte, was wir als richtiges Sommerwetter begrüßen . . .“

„2. April: . . . eine Eiskette nach der anderen, und die nächste immer schlimmer als die vorhergehende.“

„5. April: Begannen unseren Marsch gestern um drei Uhr morgens. Das Eis war jedoch schlecht, mit Rinnen und Ketten, so daß wir nur geringe Fortschritte machten. Diese Rinnen mit den auf beiden Seiten aufgetürmten Eisblöcken bringen uns zur Verzweiflung; es ist gerade, als ob man über lange mächtige Geröllhalden führe. Sie verursachen uns fürchterlichen Aufenthalt.“

In dreißig Tagen wollte Nansen am Pol sein. Drei Wochen waren vergangen, aber noch immer lag das Ziel in kaum erreichbarer Ferne. Sie mußten ihm doch schon viel näher gekommen sein.

Nachrechnen! Die Addition der Tagesmärsche bestätigte, was Nansen vermutet hatte: Das Eis, auf dem sie marschierten, bewegte sich, trieb in seiner ganzen Masse südwärts, zog sie langsam und unaufhaltsam vom Pol fort. Es war, als gingen sie durch losen Sand, in dem sie von drei Schritten zwei zurückrutschten. Dazu wurden die Eisverhältnisse immer schlechter.

„Sonabend, 6. April: . . . Gestern haben wir kaum einige Kilometer zurückgelegt. Rinnen, Ketten und rauhes Eis; es sieht aus wie eine endlose Moräne von Eisblöcken. Und dabei das unaufhörliche Heben der Schlitten über jede Unebenheit hinweg; es genügte, Riesen zu ermüden . . .“

Mit froststarrten Fingern schrieb es Nansen in sein Tagebuch. Und noch ein Satz steht da: „Mir wird klar, daß wir nicht imstande sein werden, weiter nach Norden zu kommen.“

Da war sie, die Erkenntnis, daß es unmöglich sein würde, den Pol zu erreichen. Noch einen Tag wollte er es versuchen, ob das Eis besser würde, und noch einen . . .

Früh um zwei Uhr — die Sonne stand schon am Himmel — brachen sie am 8. April auf. Wie immer ging Nansen voraus, den Weg zwischen dem Eisgewirr zu finden. Hatte er die günstigste Möglichkeit erkundet, mußte

er zurück, um den Freund mit den Schlitten zu holen. Dann begann das Schleppen und Zerren und Stoßen, das belfernde Keuchen der Hunde, das rasende Schlagen der Herzen — begann die Schinderei, wie man sie Tag für Tag, Woche für Woche ertragen hatte.

War das Hindernis bezwungen, war man wieder hundert Meter weitergekommen, lehnten Menschen und Tiere schlapp, schwer atmend, kräftesammelnd an den Eisblöcken.

Wieder ging Nansen vor. Endlos waren die Hügel. Er bestieg den höchsten. Weit reichte sein Blick nordwärts. Überall dasselbe Eis. Lange blieb er oben stehen. Wunsch, Ehrgeiz und Vernunft kämpften in ihm. Dann hatte die Vernunft gesiegt.

„Weiter?“ fragte Johansen müde, als der Freund wieder bei ihm war.

Nansen schüttelte den Kopf. „Aussichtslos!“ sagte er.

Der Gefährte schrak auf. Nickte dann. Er hatte die Aussichtslosigkeit ihres Bemühens auch erkannt, aber die Zähne zusammengebissen und weitergemacht, um nicht hinter Nansen zurückzustehen. Er wußte genauso, daß jeder Tag mehr, den sie jetzt noch polwärts gingen, ihr Verderben sein konnte.

Die Lebensmittel waren knapp geworden; ungewiß, ob sie auch für den Rückweg reichten. Wild war bisher nirgends aufgetaucht. Der Weitermarsch zum Pol würde ein sinnloses Opfer sein, ein Opfer, das der Wissenschaft, der Menschheit keinen Nutzen brächte. Warum ein solches Opfer auf sich nehmen? Warum nicht der Vernunft folgen und umkehren, ehe es zu spät sein würde? Es waren dieselben Gedanken, die Nansen seit zwei Tagen bedrängten.

Noch immer schwiegen sie.

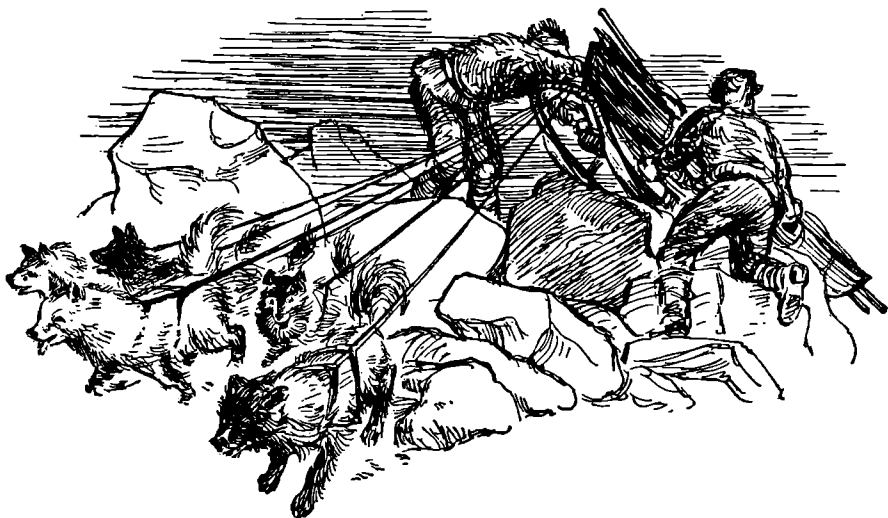
Bis über den sechsundachtzigsten Breitengrad hinaus hatten sie sich vorgekämpft, dreihundertzwanzig Kilometer weiter nordwärts, als je ein Mensch vor ihnen. War das allein nicht schon Erfolg? Wenn das Ziel auch fern blieb — das Menschenmögliche, es zu erreichen, hatten sie getan.

„Also dann . . .“, sagte Johansen endlich, und neue Tatkraft klang in seiner Stimme, „... Umkehr!“

Wieviel Hoffnung ein einziges Wort wecken kann. Sie konnten auf einmal wieder lachen, klopfen sich als Anerkennung des Geleisteten herzlich die Schultern, freuten sich, endlich etwas anderes im Kopf haben zu dürfen als immer nur „Nordpol“.

Eva, dachte Nansen, und sein Herz schlug schneller.

Nun hieß es: so rasch zurück, wie es das Eis nur zuließ. Sechshundert-siebzig Kilometer Luftlinie lagen zwischen ihnen und den Inseln des Franz-Joseph-Landes. Aber wieviel Umwege werden noch dazukommen?



Im Sommer wird das Eis überall aufreißen, werden Wasserrinnen das Vorwärtsskommen behindern. Die beiden wußten, daß ihnen Schweres bevorstand.

Merkwürdig — die ersten Marschtage in der neuen Richtung verliefen leichter als vorausgesehen. Das Eis wurde besser, wurde so gut, daß sie bei frischem Wind Segel auf die Schlitten setzen konnten. Das war ein ander Ding, als sich den Weg Schritt für Schritt erkämpfen zu müssen!

Dann aber kam der Mai. Überall brachen lange Rinnen zwischen dem Eis auf. Durch die mildere Temperatur wurde der Schnee weich und matschig. Die Schlittenkufen, die Schier, die Hunde sanken bei jedem Schritt in den eisigen Schlamm ein. Wieder war es so, daß sie abends im Zelt vor Erschöpfung über dem Essen zusammensackten, nachdem sie mit letzter Energie die notwendigsten Handgriffe getan hatten: Hunde füttern, Vorräte ins Zelt bringen, Petroleumkocher anheizen, Schlafsack aufrollen, Uhren aufziehen ...

Die Uhren! Neben dem Sextanten die wichtigsten Instrumente zum Errechnen des Standortes, zum Bestimmen der Marschrichtung, die sich ständig änderte, weil sie ja nicht auf festem Lande marschierten, sondern auf treibendem Eise. Es waren Wunderwerke der Uhrmacherkunst, genauestens reguliert, die auch in langen Zeiträumen nur verschwindend geringe Gangdifferenzen haben durften, sollte die mit ihrer Hilfe errechnete Ortsangabe richtig sein.

Nansen und Johansen hatten zwei solcher Uhren bei sich, die regelmäßig abends aufgezogen wurden.

Eine Taschenuhr aufziehen — nichts ist leichter. In diesen Tagen aber, da die beiden Wanderer alle ihre Kräfte aufbieten mußten, um vorwärtszukommen, an diesen Abenden, da sie schon schliefen, bevor sie noch den letzten Löffel Suppe gegessen hatten, machte ihnen selbst das Uhr-aufziehen Mühe.

Als Nansen nach einem solchen Tage aus langem, langem Schlaf erwachte, fühlte er, daß ihm etwas Altvertrautes fehlte, irgendein selbstverständlich gewordenes regelmäßiges Geräusch, das erst auffiel, nachdem es verstummt war.

Was konnte es sein? Der Wind zerrte am Zelt wie immer, die Hunde winselten wie an jedem Morgen, die Uhr tickte . . . Nein! Die Uhr tickte ja nicht! Seine Uhr war stehengeblieben, das war's!

Jetzt eben stehengeblieben? War er davon wach geworden? War sie schon länger still?

„Johansen! He! Johansen, aufwachen! Johansen — deine Uhr — geht sie?“

Nein. Auch ihr Ticken war verstummt. Sie hatten beide vergessen, die Uhren rechtzeitig aufzuziehen. Teufel, das war unangenehm!

Was nützte es, daß sie das Versäumte sofort nachholten? Sie würden während ihrer ganzen Wanderung niemals mehr mit Bestimmtheit wissen, wo sie sich befanden. Vielleicht war Nansen tatsächlich durch das Aussetzen seiner Uhr wach geworden, so daß der Zeitunterschied nur Minuten oder Sekunden betrug — vielleicht aber waren es Stunden.

Von nun ab würden sie im Ungewissen marschieren. Ungewiß würde sein, ob sie das gesuchte Land erreichten, ungewisser noch als vorher die Aussicht, heimzukommen. In gedrückter Stimmung traten sie den Weitermarsch an. Die Tagesrationen mußten gekürzt werden, weil die Lebensmittelvorräte erschreckend abgenommen hatten. Ein Hund nach dem anderen wurde geschlachtet und mit Haut und Haaren heißhungrig von den übrigen verschlungen. Die Männer spannten sich selbst vor die Schlitten.

Sie schritten über Eis, das mit seinen Tücken ihr Leben bedrohte. Dünne, schneebedeckte Flächen überbrückten die darunter verborgenen Rinnen, so daß die Männer manchmal nur mit zwei, drei schnellen Riesenschritten dem Verderben entgingen. Dann sprudelte blankes Wasser dort, wo soeben noch ihre Schier geglitten waren.

Je höher die Sonne stieg, desto schwieriger wurde das Vorwärtskommen, mühsamer noch als auf dem Marsch zum Pol. Wenn sie ihre Schier abschnallen mußten, um die Schlitten über Eisbarrikaden zu schieben, standen sie bis zur Hüfte im Eismorast.

Und trotzdem war das Leben jetzt leichter. „Himmlich“, schrieb Nansen nach einem guten Tag, „bei diesem milden Wetter (elf Grad Kälte) zu fahren; man ... brauchte nicht Angst zu haben, die bloßen Hände zu benutzen, und es brauchte einem auch nicht zu grauen, einen Knopf aufzuknöpfen. Man konnte die wunden, erfrorenen Finger wieder benutzen, ohne daß man unerträgliche Schmerzen erleiden mußte, wenn man etwas berührte.“

Ein paar Tage später aber das alte Lied: „In der Nacht begann das Eis ernstlich schlecht zu werden; Rinne folgte auf Rinne, eine immer schlimmer als die andere, und nur mit Hilfe großer Abweichungen vom Kurse und schwieriger Umwege konnten dieselben überschritten werden. Es war zum Verzweifeln ... eine Plackerei ohne Ende! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Land sähe, wenn ich einen sicheren Weg vor mir hätte ... und von dieser endlosen Sorge und Ungewißheit wegen der Rinnen befreit wäre ... Ich bin so müde, daß ich auf den Schneeschuhen schwanke und, wenn ich falle, nur wünsche, liegenbleiben zu können ...“

Ein Glück, daß Johansen solch prächtiger Kamerad war, der die Mühsale der Wanderung mit derselben Kraft und Ausdauer ertrug wie Nansen. Die Mahlzeiten wurden immer kleiner. Hundert Gramm Pemmikan und hundert Gramm Brot — das war das Mittagessen. Wahrlich nicht viel bei den körperlichen Leistungen, die Tag für Tag vollbracht werden mußten.

Und wenn der Proviant restlos verbraucht sein würde, was dann? Der Tag kam immer näher. Zwei Wochen vielleicht noch ... „Ich liege nachts wach und quäle mein Hirn stundenlang, um einen Weg aus diesen Schwierigkeiten zu finden. Nun, schließlich wird sich doch einer öffnen!“

Zwei Tage später wurde in dasselbe Tagebuch geschrieben: „... Das Leben ist wieder ganz Sonnenschein. Welch kleinen Zufalls bedarf es, um das ganze Aussehen der Dinge zu verändern ...“

Es war ihnen gelungen, einen Seehund zu schießen. Und was für einen Kerl! Zwar wäre dabei fast Johansens Kajak versackt, beinah der Kochapparat verlorengegangen, beinah die gesamte Munition durch Nässe verdorben, aber doch eben nur beinah, während sie den Seehund ganz gewiß hatten.

Es wurde ein Freudentag mit einem Festessen, bei dem das Fett vom Kinn triefte. Die frohe Laune blieb sogar, als zu guter Letzt das Zelt von der Flamme der neugebauten Tranlampe in Brand geriet. Mit Mühe und Not gelang es, ihn zu löschen. Halb erstickt krochen die beiden ins Freie. Verdammt noch mal, das hätte schief ausgehen können. Aber sie und die drei letzten Hunde hatten für mindestens einen Monat Nahrung. Sie konnten lachen, trotz allem.

Nansen puffte den Kameraden in die Seite. „Sieht das Leben jetzt nicht gleich ganz anders aus? Wo ein Seehund ist, wird's noch mehrere geben. Und gestern die Bärenspuren? Wieder einmal ein Bärenherz verputzen, das wäre nicht schlecht, wie? Und da oben — guck doch, da, Möwen! Wo die sind, kann das Land nicht mehr allzufern sein. Hier werden wir bleiben und warten, bis das Eis so weit offen ist, daß wir mit den Kajaks weiterkommen. Ich denke, wir haben ein wenig Ruhe verdient. Nebenbeschäftigung: Kajaks abdichten. Sie sind bei unseren Irrfahrten über scharfe Grate und Eisspitzen wie Siebe durchlöchert worden.“

Vier Wochen blieben sie auf dem Platz liegen, den sie „Sehnsuchtslager“ taufte. Ihr Speisezettel wurde noch reichhaltiger, als es gelang, drei neugierige Eisbären zu erlegen, die ihnen einen unverhofften Besuch abstatten wollten. Die Pelze wurden zu Schlafunterlagen, die das Schmelzwasser abhielten, das sich bisher unter dem Schlafsack gesammelt hatte.

Heftige Winde trieben das Eis, auf dem sie lagerten, immer mehr südwärts, fort vom Pol. Am 23. Juli wurde das Sehnsuchtslager abgebrochen. Es ging weiter.

Frischer Mut und neue Kraft ließen sie rasch vorankommen. Beunruhigend war nur, daß sie wegen der dummen Geschichte mit den Uhren ihren Standort nicht mehr genau bestimmen konnten. Vielleicht waren sie schon am Franz-Joseph-Land vorbeigetrieben und hielten nun auf das Hunderte von Kilometern entfernte Spitzbergen zu.

Am Abend des nächsten Tages stand Nansen auf einem Eistrücken und suchte mit dem Glas den Horizont ab. Da durchzuckte ihn ein Schreck. Minutenlang starrte er in dieselbe Richtung. „Johansen“, schrie, brüllte, jubelte er dann, „Johansen, schnell, schnell! Dort hinten — du mußt es dir auch ansehen — Land! Ganz bestimmt Land!“

Bereits das bloße Auge sah von dort oben in weiter Ferne einen schwarzen Streifen. Das Fernglas ließ erkennen, daß es Berge waren, die sich aus Eis hervorhoben. Land, tatsächlich Land! Ein Brückenpfeiler zur Heimat. „Drauf zu, Nansen, drauf zu! Werden wir es morgen schon erreichen? Oder erst übermorgen?“

Dreizehn lange, bittere Tage vergingen noch, ehe sie dort waren, Tage voller Mühe und Verzweiflung, weil schlechtestes Eis überwunden werden mußte, weil das Land kaum näherzukommen schien. Tage auch voller Gefahren.

Am 4. August quälten sie sich mit zwei Schlitten (den dritten hatten sie als überflüssig zurückgelassen) und den restlichen beiden Hunden bei dichtestem Nebel über „Eis, das so schlecht wie möglich war. Es war, als

ob ein Riese ungeheure Blöcke kopfüber, kopfunter hinabgeschleudert und dazwischen nassen Schnee mit Wasser ausgestreut hatte, in dem wir bis über die Knie einsanken . . . Keine freie Stelle, groß genug, das Zelt aufzuschlagen.“

Vor ihnen tat sich eine breite Rinne auf, die nur mit den Kajaks zu überwinden war. Nansen legte sich bäuchlings auf den Eisrand, um das Jungeis abzuschlagen, das mit seinen scharfen Graten die Kajaks hätte beschädigen können. Johansen ging die paar Schritte zu seinem Schlitten zurück, bückte sich, das Zugseil zu ergreifen — da stürzte das Unheil über ihn her.

Ein riesiger Eisbär war den Spuren der kleinen Karawane schon seit Stunden gefolgt. Er hatte sich im Nebel wie eine Katze herangeschlichen, hinter einem Eisblock nahe bei Johansens Schlitten versteckt und war, als der Mensch zurückkam und sich bückte, knurrend über ihn hergefallen. Ein Prankenhieb warf Johansen auf den Rücken. Kaiphass und Suggen, die Hunde, heulten erschrocken auf und begannen wie wahnsinnig zu bellen.

Was war da hinten los?

Nansen richtete sich hastig hoch — und sah! Sah Johansen am Boden liegen, sah dicht über des Freundes Kopf den aufgerissenen Rachen der Bestie; sah, wie er die Gurgel des Tieres mit beiden Fäusten gepackt hatte — und sah nicht, daß sein eigener Schlitten mit dem Kajak darauf ins Gleiten kam.

„Schnell, Nansen, schnell die Büchse! Schieß!“

Der angstvolle Ruf des Überfallenen kam zur gleichen Zeit wie das Aufklatschen des Kajaks im Wasser.

Schießen!

Das Gewehr lag im Futteral auf dem Kajak. Der Kajak aber — halt doch, halt! — trieb fort. Ein hastiger Griff konnte ihn gerade noch fassen. Die Finger streckten sich nach der Waffe, erreichten sie jedoch nicht.

Was tun, Herr im Himmel, was tun? Die Gedanken rasten. Ins Wasser springen? Von unten schießen? Zu unsicher. Der Kajak muß näher heran! Die Hände zogen und zerrten. Nicht umsehen! Jeder Blick frißt kostbare Sekunden.

Wieder Johansens Stimme, keuchend, drängend, ermattend: „Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!“

Schnell, schnell, ja! Wenn doch die Büchse — endlich!

Ein Hund heulte winselnd auf. Wütendes Knurren des Bären, der von Kaiphass angefallen worden war und ihn mit einem Hieb der Tatze fortgeschleudert hatte. Suggen griff zähnefletschend von der Seite an. Der

Bär wandte ihm seinen Rachen zu, hob die Tatze, um auch ihm eins zu wischen.

Für die Dauer eines Augenblicks war der Mensch vergessen.

Da ließ Johansen los, rollte sich unter dem zottigweißen Leib des Raubtiers hervor, taumelte hoch, seinem Kajak entgegen, auf dem das eigene Gewehr lag.

In dieser Sekunde hatte Nansen die Waffe frei. Seine Finger spannten den Hahn — es war der des Schrotlaufes — während er sich, noch kniend, zurückdrehte und die Büchse in Anschlag hob.

Kaum drei Meter von ihm entfernt flog Suggen wirbelnd durch die Luft, von einem Tatzenhieb getroffen. Dahinter stolperte Johansen seinem Schlitten entgegen, fast schon wieder vom Bären eingeholt. Das alles umfaßte ein Blick — dann blitzte der Schuß auf. Die geballte Schrotladung traf den Bären hinter das Ohr. Ein Zucken ging durch den mächtigen Körper; die Beine verloren den Halt — das Tier fiel auf die Seite.

Tief zogen die Männer den Atem in ihre Lungen. Das hätte schief gehen können, dachten sie. Außer ein paar Kratzern im Gesicht und einer leichten Handverletzung hatte Johansen nichts abbekommen.

„Solch eine heimtückische Bestie“, machte er sich Luft. „Ja, ich habe ein Tier im Nebel kauern gesehen, hielt es aber für den Hund. Als mir blitzartig klar wurde: Teufel, ein Eisbär! — da war er schon über mir, der Kerl. Wenn die Hunde nicht dazwischen gegangen wären . . .“

Sie kauerten sich nieder und streichelten die vierbeinigen Gefährten, die sich wieder erholt hatten und den toten Feind anbläften. Die Tiere wußten gar nicht, wie ihnen geschah.

Langsam beruhigte sich Johansen. „Ein scheußliches Gefühl, unter solchem Räuber zu liegen, den heißen Atem ins Gesicht zu bekommen, das fürchterliche Gebiß zu sehen und nur denken können: jetzt — jetzt . . . Verdammt, war das häßlich!“

Er stieß seinen Fuß in das schmutzigweiße Fell und konnte wieder lachen. „Das hätte dir so gepaßt, alter Bursche, mich kurz vorm Land noch zu verspeisen, was?“

Am 7. August stand die kleine Karawane an der Grenze des Treibeises. Vor den ergriffenen Männern lag das offene Meer, aus dem sich in der Ferne die Küste des Landes emporhob. „Freude sprang uns bei diesem Anblick im Herzen auf, aber in Worten konnten wir ihr keinen Ausdruck geben. Hinter uns lagen nun alle unsere Sorgen, vor uns der Wasserweg in die Heimat . . .“, vertraute Nansen dem Tagebuch an.

Jetzt hieß es, die Kajaks für die Seefahrt zurecht zu machen. Bevor sie abstießen, hatten sie aber noch eine traurige Pflicht zu erfüllen. Die beiden



Hunde, die letzten, die besten von achtundzwanzig, die treuen Freunde — sie konnten nicht weiter mitkommen. Sie hierzulassen hätte jedoch bedeutet, sie dem Hungertode oder den Eisbären auszuliefern. Es war Freundschaftspflicht, sie zu töten.

Zwar mußte mit jedem Schuß Munition gespart werden, aber die beiden Männer brachten es nicht übers Herz, diesen letzten vierbeinigen Kameraden genauso wie ihren Vorgängern das Messer durch die Kehle zu ziehen. Zwei Schüsse, mit denen jeder den Hund des andern niederstreckte, bewahrten die Tiere vor schlimmerem Tod.

Den Rest des Tages blieben die Freunde schweigsam und in Gedanken versunken.

„... Hinter uns lagen nun alle unsere Sorgen ...“

Nansen mußte lächeln, als er — fast fünf Monate später — bei dem rußenden Licht einer Tranlampe die Tagebucheintragung vom 7. August las. Du liebe Güte, wie hatten sie sich damals geirrt. Wissen sie doch heute, am letzten Tage des Jahres 1895, noch immer nicht, ob und wann sie einmal nach Hause kommen werden.

Die dritte lange Polarnacht nun schon im arktischen Eis.

Draußen vor der Schneehütte, in der sie wie Eskimos hausen, sind zwei- undvierzig Grad Kälte. Dagegen ist es hier drinnen warm, gewiß, aber dennoch: Der Schnee will sogar dicht neben der Tranlampe nicht tauen.

Der nahe Gletscher kracht. Wenn man die Augen zumacht, könnte man meinen, daheim den Silvestersalut von Akershus zu hören. An einem solchen Tage packt einen die Sehnsucht besonders. Wie mag es daheim aussehen?

Nansen nahm das Tagebuch auf die Knie und schrieb: „Nun läuten sie daheim das alte Jahr aus. Unsere Kirchenglocke hier ist der eisige Wind, der über Gletscher und Eisgefilde heult, Schneegestöber in Wolken daherbewirbelt und alles auf uns herniederlegt.“

Wieder blätterte er im Tagebuch.

„14. August. Abends erreichten wir endlich die Inseln, nach denen wir während der letzten Tage gesteuert hatten. Zum ersten Male seit zwei Jahren hatten wir eisfreies Land unter den Füßen. Es war ein unbeschreiblich herrliches Gefühl ...“ Etwas später aber heißt es: „Wo wir sind, wird uns immer unklarer.“

Ja, das weiß auch heute nur der liebe Himmel. Sind sie nun auf einer der vielen Inseln des Franz-Joseph-Landes oder nicht?

Weiter blätterten die Finger. „24. August: Der Wind frischte auf und schob das Eis immer dichter zusammen. Bald war nach keiner Richtung

mehr offenes Wasser zu sehen. Selbst das Meer, von dem wir hergekommen, war verschwunden. Alle unsere Hoffnungen, in diesem Jahr noch die Heimat zu erreichen, sanken mit einem Schlage ...“

Der Lesende überlegte: Und doch hatten sie versucht, weiter vorzustößen, aber dann war es endgültig damit aus gewesen. Höchste Zeit zum Bau eines Winterquartiers. Mühsame Arbeit, mit Hacken aus Zähnen des Walrosses und Spaten aus seinen Schulterblättern ein drei Meter langes und zwei Meter breites Loch in den steinharten Boden zu graben. Ein Glück, daß sie dann den Treibholzstamm fanden. Er gab einen guten Firstbalken ab, über den sie als Dach Walroßhäute zogen, die nun, steif gefroren, die wärmende Schneedecke tragen. Sind doch nützliche Tiere, die Walrösser.

Ihr Tran speist noch die ulkige Funzel hier, die zugleich Lichtquelle und Kochherd ist. Und ihr Fleisch ist nicht schlecht. Aber Bärenfleisch, ja, Bärenfleisch schmeckt besser. Sie haben von beidem Vorrat genug, wenn auch die Füchse, diese Räuber, immer wieder etwas davon wegholen.

War gar nicht so ungefährlich, die Walrosse zu jagen. Nicht nur einmal — ein paarmal wär's beinah schiefgegangen. Und solch Eisbär ist ebensowenig ein Kinderspielzeug. Wie oft man schon in der Situation des „Beinahe“ gesteckt hat ... Eigentlich seltsam, daß es dann immer noch gut abgelaufen ist.

Wollen hoffen, daß auch das Ende so ausgeht.

Nansen horchte nach draußen, wo der Schneesturm heulte — schaute dann zu Johansen hinüber, der auf dem Lager aus Eisbärfellen lag und in den Navigationstabellen blätterte, als wollte er sie auswendig lernen.

Hm, sind ein Gruß der Kultur, die gedruckten Buchstaben. Ob sie wohl mal wieder ein richtiges Buch in die Hände kriegen werden? Jetzt könnten sie es gar nicht anfassen, dreckig, wie sie sind. Schwarz vom Ruß, glänzend vom Tran. Nicht nur die Hände, bewahre — Gesicht, Haar, Bart, alles. Die Kleidung natürlich erst recht. Ach, sich mal richtig abschrubben können! Eine große Badewanne voll warmem Wasser, dazu Seife, viel, viel Seife — Wasser allein bringt den Tran nicht weg — und dann hinein! Das wär' was! Aber hier in dieser Eiswildnis gibt es nur dann saubere Hände, wenn sie in rauchendem Bärenblut gewaschen werden.

Siebzehn Bären haben sie erlegt. Nahrungssorgen gibt's also vorläufig nicht. Wenn sie bloß wüßten, wie's weitergeht, wenn die Sonne erst wieder da ist.

Schluß mit den Gedanken. Lieber sich der Hauptbeschäftigung zuwenden: Schlafen. Schlafen wie ein norwegischer Bär im Winterlager ...

Am 19. Mai 1896 verließen die beiden Polwanderer ihre Hütte. Südwärts ging's, bald mühevoll über trügerisches Eis, bald paddelnd über breite Rinnen und offenes Wasser. Heftige Schneestürme hielten sie tagelang auf.

Wieder erlebten sie das „Beinahe . . .“, als Nansen mit seinen Schiern auf eine überschneite Spalte trat und durchbrach. Er konnte sich nicht selbst befreien und hielt sich nur noch, indem er seinen Stock in das Eis hakte und sich daran festklammerte. Johansen, der an einer entfernten Stelle einen anderen Übergang suchte, hatte von dem Unfall nichts gemerkt.

Langsam sank Nansen immer tiefer, kroch das Wasser immer höher an seinem Körper empor. Er rief, er schrie — endlich, als er schon bis zur Brust versunken war, kam Antwort, kam Hilfe.

„Dank dir, Kamerad!“

Wetter und Gelände erlaubten, Segel auf die Schlitten zu setzen. Wie Federn flogen sie nun vor kräftigem Winde dahin. Wenn die Männer nur gewußt hätten, wo sie waren!

Mitte Juni konnten die Kajaks wieder in freies Wasser gelassen werden. Nach langer Paddelfahrt befahl Nansen Rast am Eisrande. Mit einem Streifen Walroßhaut wurden die zusammengekoppelten Boote an einem Eisblock festgemacht. Gleich erst mal auf einen Hügel gestiegen, um besseren Überblick zu haben. Neue Inseln, neue Buchten in der Ferne. Zwischendurch ein Blick zum Anlegeplatz hinunter . . .

Wie ein Blitz zuckte der Schreck durch Johansen. „Unsere Kajaks!“ Die Aufregung ließ ihn stammeln. „Die Kajaks treiben ab!“

Hinunter in stolperndem, atemlosem Lauf — aber es war zu spät. Die Boote hatten sich schon ein Stück entfernt und trieben rasch weiter, von einem frischen Wind geschoben. Das war das Ende, wenn nicht . . .

Wer kann über die Gedanken und Geschehnisse dieses Augenblicks besser berichten als jemand, der sie erlebte? Nansen schreibt darüber:

„Hier, meine Uhr“, sagte ich zu Johansen und gab sie ihm; und so rasch wie möglich warf ich einige Kleidungsstücke ab, um besser schwimmen zu können . . . Der Wind wehte vom Eise ab, und die leichten Kajaks mit der hohen Takelung boten ihm guten Halt. Sie waren schon ziemlich weit draußen und trieben schnell. Das Wasser war eiskalt. Es war eine schwere Arbeit, in den Kleidern zu schwimmen, und die Kajaks trieben weiter und weiter, schneller, als ich schwimmen konnte. Es schien mir daher mehr als zweifelhaft, ob ich sie würde einholen können. Aber dort trieb unsere ganze Hoffnung! Alles, was wir besaßen, befand sich an Bord, wir hatten nicht einmal ein Messer bei uns. Ob ich einen Krampf

bekam und untersank oder ob ich ohne die Kajaks umkehrte, würde ziemlich auf dasselbe hinausgekommen sein, und so strengte ich mich bis zum äußersten an. Als ich müde wurde, drehte ich mich um und schwamm auf dem Rücken; da sah ich, daß Johansen ruhelos auf dem Eise auf und ab wanderte. Armer Junge ... Später sagte er mir, es seien die schlimmsten Augenblicke gewesen, die er je durchlebt habe. Als ich ... sah, daß ich den Kajaks nähergekommen war, stieg mir der Mut wieder ... Allmählich fühlte ich aber, daß mir die Glieder steif wurden und sie alles Gefühl verloren ... Aber jetzt war es nicht mehr weit; wenn ich es nur noch ein wenig länger aushalten könnte, würden wir gerettet sein — und ich schwamm weiter. Immer schwächer wurden die Schläge, aber die Entfernung wurde auch immer kürzer ... Endlich konnte ich die Hand nach dem Schneeschuh ausstrecken, der quer über den Hecks lag; ich ergriff ihn, zog mich bis an den Rand des Kajaks — und wir waren gerettet.

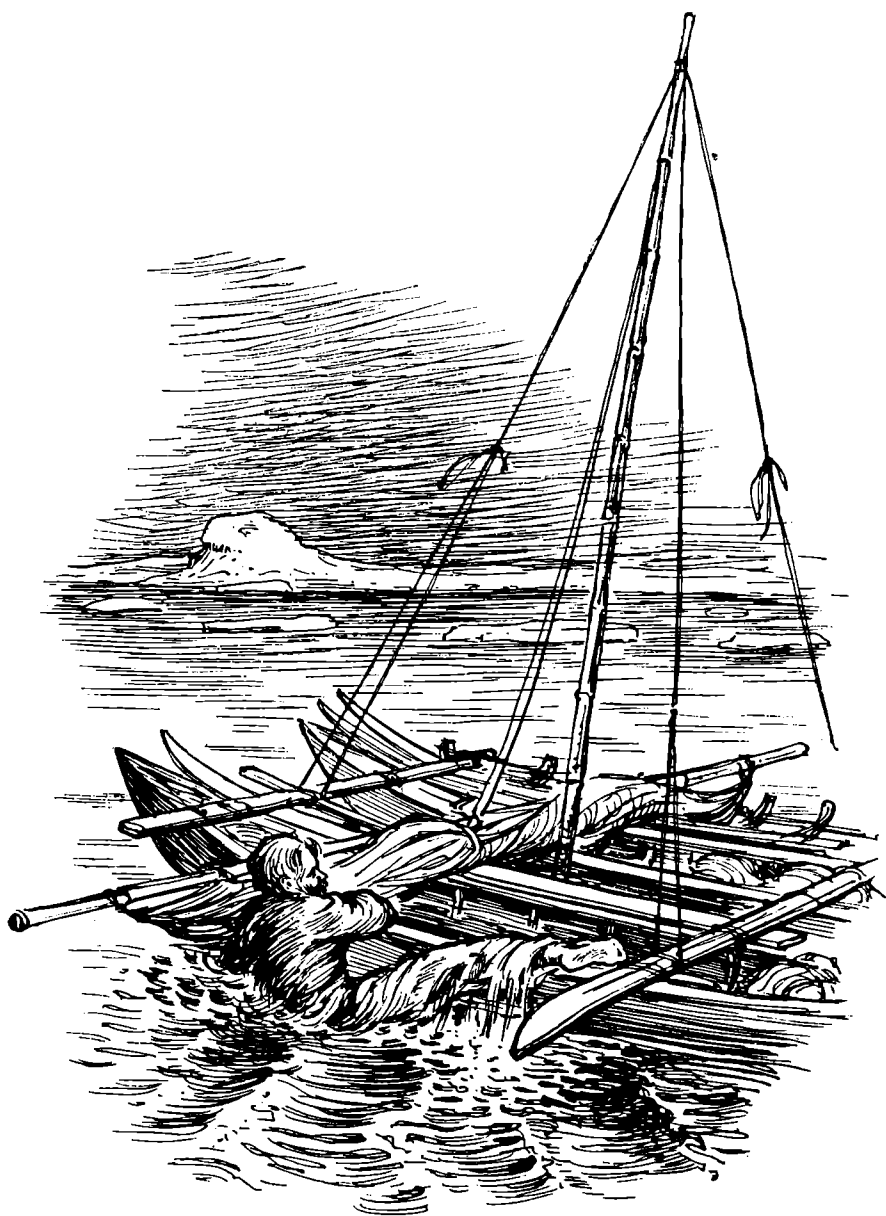
Ich suchte mich hinaufzuziehen, aber der ganze Körper war mir von der Kälte so steif, daß das eine Unmöglichkeit war. Einen Augenblick dachte ich, daß es trotz allem zu spät sei; ich sollte soweit kommen, aber nicht ins Boot gelangen. Nach einer Weile gelang es mir doch, ein Bein auf den Rand des Schlittens, der an Deck lag, zu schwingen und auf diese Weise mich hinaufzuarbeiten. Da saß ich nun, aber so steif vor Kälte, daß mir das Paddeln schwer wurde ... Ich zitterte, die Zähne klapperten mir, und ich war fast überall erstarrt. Ich konnte aber das Ruder noch immer gebrauchen ... Endlich gelang es mir, den Rand des Eises zu erreichen ...“

Bebend vor Erschöpfung und Kälte kletterte Nansen mit Hilfe des übergelücklichen Gefährten auf die Eiskante. Er sah schlimm aus; fahl im Gesicht, zitternd in seinem nassen Wollhemd, konnte er vor Schüttelfrost nicht sprechen und sich kaum auf den Beinen halten. Nur ein Wunsch: runter mit dem Hemd, trockene Kleidung an und rein in den Schlafsack! Warmwerden und schlafen — schlafen.

Als Johansen ihn zum Essen weckte, fühlte er sich wieder wohl und hatte nun einen Riesenhunger. Ja, es war nochmals gut gegangen, aber: beinahe ...

17. Juni 1896. Vor drei Jahren hatte die „Fram“ die Heimat verlassen. Drei Jahre — ob es nicht bald genug des Kampfes war?

Am Tage vorher hatte ein wütendes Walroß ein Leck in Nansens Kajak gerissen. Ein Wunder, daß es nicht den Oberschenkel getroffen und aufgeschlitzt hatte. Beinahe ...



Der Kajak war wieder in Ordnung, aber die Weiterfahrt lohnte an diesem Tage nicht mehr. Johansen spielte Koch; Nansen wollte schon in den Schlafsack kriechen, da hob sich der Nebel, der bisher über dem Lande gelegen hatte. Eigentlich mußte man schnell noch ein wenig auf die Höhe klimmen und Ausschau halten. Also die Schuhe wieder angezogen und über das Geröll aufwärts geklettert.

Die kahlen Hänge waren Nistplätze unzähliger Vögel, die lärmend ein- und ausflogen. Wieder eine neue Küste, die noch kein Mensch gesehen hat, dachte Nansen beim Klettern.

Er mußte etwas verschmaufen.

Da horchte er auf. Ein fremder Ton klang in dem Gekreisch der Vögel. Fuchsgebell? Nein, das klingt anders. Das Grunzen und Schnauben der Robben da unten war es auch nicht. Es tönte wie — lächerlich, es zu denken — aber es tönte wirklich wie Hundegebell! Still mal — da ist es wieder. Also er könnte schwören: Ein Hund kläfft! Wenn das wahr wäre! Wo Hunde sind, müssen auch Menschen sein.

„Johansen! Hallo, Johansen! Mal raufkommen! Ein Hund hat gebellt!“

Beide horchten. Nein — nichts. Nur Vogelgekreisch füllte die Luft. Wer sollte denn hier auch sein? Aber warte mal — angenommen, dies wäre ein Teil der Südküste vom Franz-Joseph-Land. Ist doch möglich, nicht? Nun ja, wir können genausogut irgendwo anders sein, aber bloß mal angenommen . . . Hatte nicht Jackson, der Engländer, geplant, mit einer Forschungsexpedition dorthin zu gehen? Wo sollte sonst ein Hund herkommen? Und es war Hundegebell. Nun, die Sache mußte geprüft werden, auf jeden Fall.

Nansen entschloß sich weiterzugehen, während Johansen bei den Sachen bleiben sollte.

Etwas später wieder Hundegebell, unverkennbar — dann Spuren — und dann — das Herz fing zu rasen an — dann eine menschliche Stimme! Die Stimme eines Unsichtbaren, der seinen Hund rief.

„Wie mir das Herz klopfte, wie mir das Blut zum Kopfe schoß, als ich einen Hügel hinaufrannte und mit der ganzen Kraft meiner Lungen schrie! Hinter dieser einen menschlichen Stimme inmitten der Eiswüste, dieser einzigen Botschaft vom Leben, standen Heimat und sie, die zu Hause auf mich wartete; weiter sah ich nichts, als ich mir einen Weg zwischen den Schollen und Eisrücken bahnte, so rasch mich meine Schneeschuhe tragen konnten.“

Doch dann sah er — sah er in geringer Entfernung einen niedrigen Schatten auf sich zukommen: den Hund, und einen größeren: den Menschen!



Englische Worte sprachen zum Hunde. Nun standen sie sich gegenüber. „... ein Nebeldach, das die Welt rundherum ausschloß, zu unseren Füßen das holperige, treibende Packeis und im Hintergrunde ein Schimmer von Land, alles Eis, Gletscher und Nebel“, so sah Nansen sein lebelang die Szene. „Auf der einen Seite der zivilisierte Europäer in einem karierten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasiert, frisiert und den Duft parfümierter Seife verbreitend, den die geschärften Sinne des Wilden gleich bemerkten; auf der anderen Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Öl und Ruß, mit langem, ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, in welchem die natürliche blonde Farbe unmöglich zu erkennen war durch die dicke Schicht von Fett und Ruß, die die Bemühungen eines ganzen Winters mit warmem Wasser, Moos, Lumpen und schließlich mit einem Messer vergeblich zu entfernen versucht hatten ...“

Der Fremde war Jackson.

Sie standen sich gegenüber. Sie bezwangen ihre Aufregung, reichten sich die Hände und fragten in der Art parkettgewohnter Gentlemen: „How do you do? – Wie geht es Ihnen?“

„Freue mich riesig, Sie zu sehen.“

„Danke, gleichfalls.“

„Haben Sie ein Schiff hier?“

„Nein, mein Schiff ist nicht hier.“

„Wieviele sind Sie?“

„Ich habe nur einen Gefährten draußen am Eisrand.“

Hinter der Stirn des Fremden arbeiteten die Gedanken. Die Arktis ist keine Großstadtstraße, und die paar Menschen, die hier oben sein könnten, wissen voneinander. Der Wilde müßte eigentlich Nansen sein, doch Nansen ist blond, der hier aber hat pechschwarzes Haar. Und dann — ohne Schiff? Wenn sein Gegenüber wirklich Nansen sein sollte — ist die „Fram“ untergegangen? Sind nur er und ein Gefährte am Leben geblieben?

Nicht davon sprechen, nicht gleich Wunden aufreißen, aber endlich fragen: „Sind Sie etwa Nansen?“

„Ja, natürlich, der bin ich.“

Und nun fiel alle Zurückhaltung des Gentleman ab, und die Herzlichkeit des begeisterten Menschen brach durch: „Bei Gott, Nansen, bei Gott, es freut mich, Sie zu sehen! Wirklich, wie mich das freut!“ Mit den gepflegten Händen griff er nochmals nach den schmutzigen Pranken des andern und schüttelte sie, daß die Gelenke knackten. Sein Gesicht war ein einziges freudiges Willkommen!

Nansen und Johansen wußten, wie sehr das Glück mit ihnen gewesen war. Sie hatten die Nähnadel im Heuhaufen gefunden.

Sechs ruhige, erholungsreiche Wochen folgten; aus den beiden wurden wieder Kulturmenschen. Jacksons Station auf Kap Flora war mit allen Hilfsmitteln der Zivilisation ausgerüstet. Er rückte mit seinen Kameraden enger zusammen, machte den Polwanderern die besten Plätze in dem warmen Holzhaus frei. Ruhige Wochen, getrübt nur von der Ungewißheit über das Schicksal der „Fram“ und der auf ihr zurückgelassenen Kameraden. Waren sie schon zu Hause? Trieben sie noch im Eis? Oder ...

Der 26. Juli brachte große Aufregung. Das von Jackson erwartete Schiff, die „Windward“, war da. Sie sollte Nansen und Johansen in die Heimat zurückbringen. Zuletzt hatte sie in Norwegen angelegt. Drängende Frage: War dort schon etwas von der „Fram“ bekannt?

Achselzucken, Kopfschütteln. „Noch keine Nachricht, Sir.“

Die Heimat

Am 13. August warf die „Windward“ Anker in dem nordnorwegischen Hafen Vardö. Damit schloß sich für Nansen und den Gefährten der Kreis ihrer Polarfahrt. Hier hatten sie vor drei Jahren der Heimat das letzte Lebewohl zugewinkt.

Der Anker hatte noch nicht Grund gefaßt, da saßen sie schon im Boot und ruderten hinüber zum Telegrafenamt. „Norwegen! Der Boden unter unseren Sohlen: Norwegen! Kannst du's begreifen? Wir sind daheim!“

Vardö hatte nur ein kleines Telegrafenamt. Die Menschen hier oben schickten und erhielten nicht viel Telegramme. Desto erstaunter blickte der Beamte auf, als ihm zwei Fremde einen ganzen Packen davon zur Beförderung übergaben. Das sind ja — Moment mal — sind ja fast hundert Stück, zwei Riesendinger dabei mit über tausend Wörtern. Unterschrift: Nans . . .

Was? Nansen? Nansen! Ja, ja, natürlich, der Große da vor ihm, das ist er selbst, der so sehr Erwartete, der von vielen schon Verloren-gegebene — ist Nansen!

„Lieber, lieber Herr Nansen, herzlich, herzlichst willkommen in der Heimat!“

Nun begannen die Tasten zu klappern, um vier Tage lang nicht wieder zur Ruhe zu kommen, ging die Kunde über die Drähte in alle Welt hinaus: Nansen ist zurück! Das Telegramm an die Regierung schloß: „Erwarte die ‚Fram‘ in diesem Jahre.“

Wenn sie aber nicht kommt? Überhaupt nicht mehr kommt?

Vardö stand Kopf, als die „Windward“ wieder die Anker lichtete — Hammerfest bei ihrer Ankunft ebenso. Hier konnte Nansen voller Glück Frau Eva in die Arme schließen, die bei der Kunde von seiner Rückkehr herbeigeeilt war.

Fahnen, Blumen, Feiern, Reden — sie durften glücklich sein. In all der Freude aber mahnte ein Gedanke: „Fram“. Wenn das Eis sie in diesem Sommer nicht freigab, hieß es ein weiteres Jahr sorgenvoll warten. Hätte er sie überhaupt verlassen dürfen?

In der Frühe des 20. August kletterte der Herr Postdirektor von Hammerfest an Bord des Schiffes. Den Doktor Nansen möchte er sprechen, ihn ganz persönlich, und es wäre sehr dringlich, sehr!

„Ja, gleich, gleich. Ich muß mich erst anziehen.“

„Kommen Sie nur, Herr Nansen, kommen Sie, wie Sie sind!“

„Na, wo brennt's denn? Was gibt's so Dringendes?“

„Ein ganz, ganz wichtiges Telegramm! Deshalb bin ich selbst gekommen. Bitte, Herr Nansen!“ Wie dem Manne die Augen strahlten.

„Wichtig? Für mich ist nur eins wichtig. Mann Gottes, sollte ...“

Die Hände zitterten ihm, als er den Umschlag aufriß und las: „Skjærvø, 20. August. Doktor Nansen. ‚Fram‘ heute in gutem Zustande angekommen — Alles wohl an Bord — Gehe sofort nach Tromsø — Willkommen in der Heimat — Otto Sverdrup.“

Stille.

Nansens Finger faßten zwischen Hals und Kragen, als fürchtete er zu ersticken. Der Herr Postdirektor lachte über das ganze volle Gesicht.

„Die ‚Fram‘ ...“ Endlich konnte der blonde Hüne wieder reden. „Die ‚Fram‘ ist angekommen! Eva! Johansen! Die ‚Fram‘ ist da!“

Ein Ruf war das, der durch das Schiff ging, der das ganze Land ergriff, der die Welt aufhorchen ließ und ihre Augen auf Norwegen, auf das kleine, sonst so unbeachtete Norwegen richtete.

Als sie am nächsten Tag in den Hafen von Tromsø einliefen — die ganze Stadt schien hier versammelt und vollständig aus dem Häuschen zu sein — lag sie da, die „Fram“, wettergebräunt und stark wie je. Und da standen auch die elf Burschen, die wackeren Kerle, die Eismeerfahrer — standen an der Reling und winkten, lachten, jubelten.

„Gut gemacht, Jungs, das habt ihr gut gemacht!“ rief Nansen ihnen mit voller Lungenkraft hinüber. Kaum waren die Anker gefallen, enterten sie schon das Schiff, und er konnte sie, einen nach dem andern, umarmen.

„Das Wiedersehen, das jetzt folgte, werde ich nicht zu beschreiben versuchen“, berichtet Nansen später. „Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte als das eine: Nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen, und die Expedition hat ihre Aufgabe erfüllt!“

Was folgte, war ein einziger Triumphzug die ganze norwegische Küste entlang. „Überall, wo wir vorüberkamen, schlug uns das Herz des norwegischen Volkes entgegen, von den mit festlich gekleideten Städtern gefüllten Dampfern wie von dem ärmsten Fischerboot, das einsam zwischen den Schären lag.“

Nansen hatte oft an die Frau denken müssen, die damals, als sie ausfuhr, allein auf der Klippe gestanden und ihnen nachgewinkt hatte. Das war ihm größeres Erlebnis gewesen als alle Abschiedsfeste. Jetzt erinnerte er sich wieder daran, als er, an der Reling lehrend, einem Fischer zusah, der sich rudern abquälte, auf gleicher Höhe mit dem Schiff zu bleiben. „Fische wollen Sie wohl nicht kaufen?“ rief er dabei zum Deck hinauf.

Nansen schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht.“

„Aber vielleicht können Sie mir sagen, ob Nansen an Bord ist?“

„Ich glaube ja. Warum?“

„Weil ich ihn gar zu gern einmal sehen möchte!“ Es wurde dem Ruderer immer schwerer, die Fahrt mitzuhalten.

„Sie sehen ihn ja!“ Nansen lachte hinunter.

„Ach nein! Hab ich's mir doch gleich gedacht! Willkommen! Willkommen, Fridtjof Nansen!“ Der Fischer ließ die Ruder fallen, stand auf und nahm die Mütze ab. Die Heimat grüßte den zurückgekehrten Sohn.

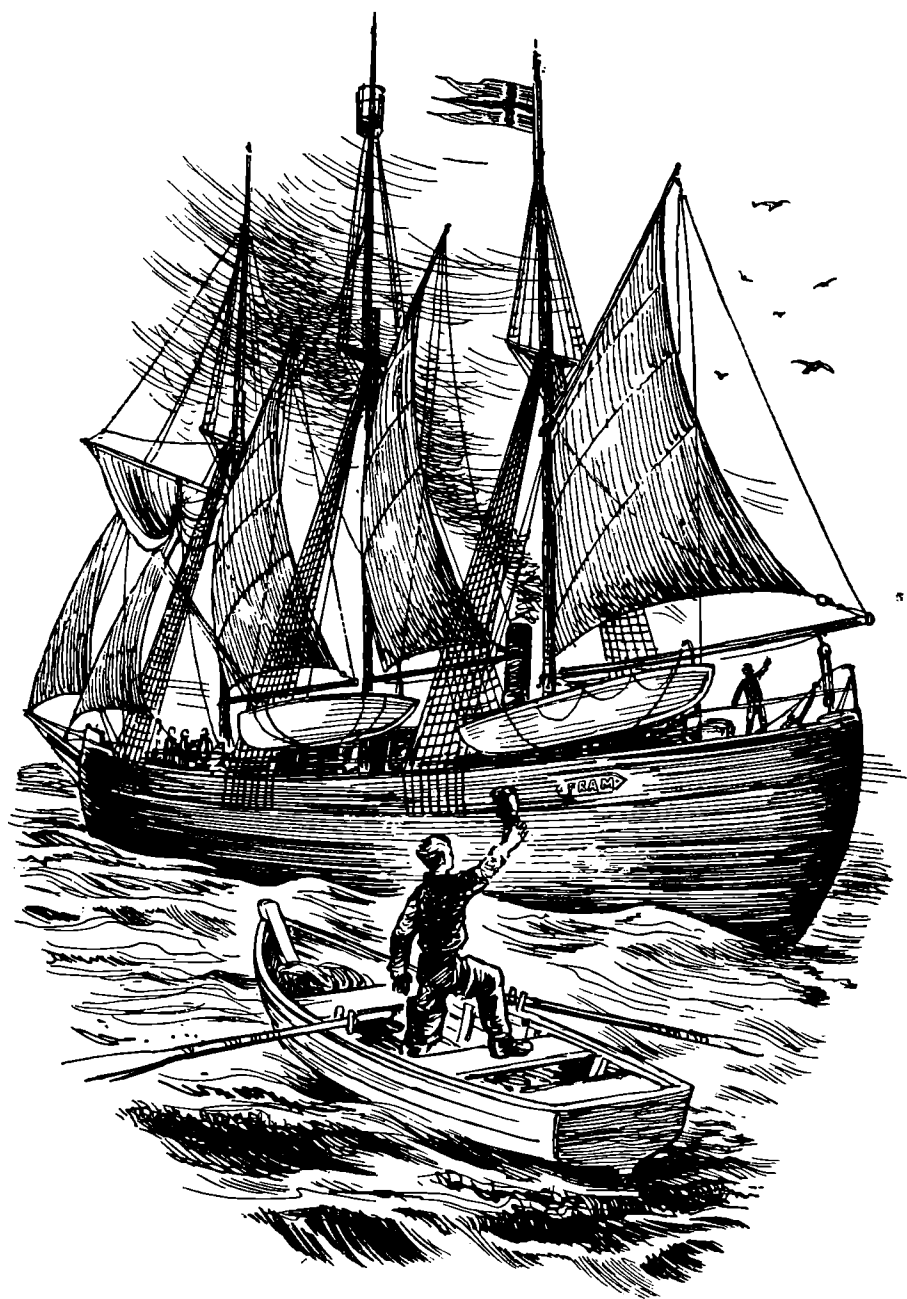
Christiania empfing die Nordpolfahrer mit einem Ehrengeläch von hundertdreißig fahngeschmückten Dampfern, deren Decks voll von winkenden Menschen waren. Die Geschütze der Kriegsschiffe im Hafen und die Kanonen von Akershus donnerten ihren Salut in die Luft.

Damals, am Silvestertage, hatte Nansen beim Getöse der Gletscher an die Böller von Akershus gedacht; heute führte ihr Donnern seine Gedanken in die nächtliche Einsamkeit des Winterlagers zurück. Als er später vom Balkon des Königsschlusses immer wieder die unübersehbare jubelnde Menschenmenge grüßen mußte, sah er sich in der Einöde der Arktis auf einer der gefrorenen Wogen stehen und wegsuchend über das Gewirr von Eisblöcken starren.

Abends, nachdem der Festlärm verrauscht war, blickte er über die ruhigen Wasser des Fjords hinweg auf die langsam verzischende Glut eines Feuers, das die Jugend ihm zu Ehren draußen auf den Klippen entzündet hatte. Stille und Frieden lagen über dem Land. Plätschernd spielten Wellen über die Steine des Ufers. Jetzt bist du zu Hause, flüsterten sie ihm zu. „Es schluchzte und weinte in mir vor Freude und Dankbarkeit.“

Fünfunddreißig Jahre zählte Fridtjof Nansen, als er von seiner Polarfahrt zurückgekehrt war. Nun ging er daran, in einem umfangreichen Werk, das später in allen Weltsprachen erschien, die Erlebnisse dieser Fahrt zu schildern; nun begann auch in der Geborgenheit seines Heimes und in den Hörsälen der Universität die Sichtung und Auswertung des wissenschaftlichen Materials. Die Ergebnisse veränderten gründlich alle bisherige Vorstellung vom Aufbau des Polarbeckens.

Die alte Ansicht von einem vereisten Festland dort oben im Norden war durch die Drift der „Fram“ und die ständigen Tiefenlotungen widerlegt. Der Beweis war erbracht, daß eine Tiefsee mit einzelnen Inselgruppen die Nordkuppe der Erde bedeckt. Über dieser Tiefsee schwebt ein dicker Eispanzer, der mit den Strömungen wandert.



Fast fünfzig Jahre lang haben spätere Nordpolexpeditionen — und es waren viele — nichts sonderlich Neues erbringen können, wenn dabei auch der Pol erreicht wurde. Erst kühnen sowjetischen Forschern gelangen weitere wichtige Entdeckungen.

Was Nansen nur im Notfall, nur nach Verlust der „Fram“ wagen wollte: Weiterführung der Driftfahrt auf treibendem Eis, das nahmen sie zur Grundlage ihres Plans.

Schon 1937 ließen sich sowjetische Polarforscher mit dem Flugzeug auf einer treibenden Eisscholle absetzen, um Wasser- und Wetterverhältnisse, Tier- und Pflanzenwelt zu untersuchen. Ihr Lager nannten sie „Nordpol 1“.

„Nordpol 2“ wurde 1950 eingerichtet. Dreizehn Monate blieb die Station im Eis der Arktis. Ihre wichtigste Entdeckung war das Auffinden einer gewaltigen Unterwassergebirgskette — des Lomonossowgebirges — die das Nördliche Eismeer von den Neusibirischen Inseln bis hin nach Grönland durchquert.

Jetzt, da dieses Buch geschrieben wird, driftet schon Station „Nordpol 5“ über das Polarmeer. Die sowjetische Regierung hat alle Hilfsmittel moderner Technik eingesetzt zur Unterstützung der Wissenschaftler, die hier Meeresgrund, Strömungen, Wassertemperatur und Eisbildung erforschen, die Tag für Tag Radiosonden in den arktischen Himmel steigen lassen, um nach ihren Signalen Luftfeuchtigkeit, Luftdruck und Lufttemperatur festzuhalten, die bisher unbekannte Kleinstlebewesen unter das Mikroskop nehmen, Erdmagnetismus und kosmische Strahlung registrieren.

Flugzeuge landen und starten auf dem Eis; Telefon und Funk verbinden die einzelnen Gruppen. Raupenschlepper, Kraftwagen und Hubschrauber lösen das Transportproblem. Die Montagehäuschen sind aus einem neuen Baustoff hergestellt, dessen schlechte Wärmeleitfähigkeit auch bei niedrigster Außentemperatur die Innenwärme zurückhält. Elektrisches Licht und Kochgas sind Selbstverständlichkeiten. Durch das Radio ständig mit der Heimat verbunden, hören alle Teilnehmer der Expedition regelmäßig die Stimmen ihrer Frauen und Kinder; der Moskauer Rundfunk sendet ihnen Wunschkonzerte — das ganze Sowjetvolk steht hinter seinen Polarforschern.

Dennoch bleibt die wissenschaftliche Arbeit im Eis der Arktis schwer und gefährvoll. Die arktische Nacht ist ebenso lang und dunkel wie zu Nansens Zeit, die Eispressungen vollziehen sich jetzt wie früher, der Sommer reißt das Eis auf, heute wie damals. Und doch — welch Unterschied zur Framdrift.

Für Nansen folgten neue Fahrten ins Nordmeer. Das Meer war es, dessen Geheimnisse der Gelehrte zu erforschen begann. Durch ihn wurde die Ozeanographie ein neuer Zweig am großen Baume der Wissenschaften.

Dann nahm der Kurs seines Lebens eine andere Richtung. Der Unabhängigkeitsstreit zwischen Schweden und Norwegen ließ ihn die Forschungsarbeit unterbrechen, um als Politiker das Gewicht seines Ansehens in der Welt für das Vaterland einzusetzen. Norwegen wurde frei, nicht zuletzt durch Nansens Bemühen. Aber er fühlte sich im Diplomatenfrack nicht wohl: „Ich sehne mich, diese Fesseln zu zerreißen; ich sehne mich nach meinem Wald und meinen freien Bergen. Ich bin nicht zu zähmen.“

1907 rief ein Telegramm ihn von London nach Hause. Eva war schwer erkrankt, die Frau, der sein Herz gehörte, der sein Hauptwerk gewidmet war mit den Worten: „Ihr, die das Schiff getauft und den Mut zum Warten hatte.“

Er kam zu spät.

Der Garten seines Besitzes trug viele Rosenbüsche. In die Wurzeln eines von ihnen bettete Nansen die Urne mit der Asche seiner Frau. Niemand war dabei. Niemand erfuhr, welcher Rosenstrauch über dem toten Glück eines großen Menschen duftet.

Für einige Jahre hatte die Wissenschaft ihn wieder. Tief beeindruckt kehrte er von einer Fahrt durch Rußland und Sibirien zurück. Schon damals erkannte er trotz des korrupten Zarenregimes, welche Möglichkeiten in diesem gewaltigen Lande und seinem Volke lagen. An einer Stelle seines 1914 erschienenen Buches „Sibirien, ein Zukunftsland“ schreibt er, „daß es Rußland sein werde, das eines Tages und in nicht gar zu ferner Zeit Europa nicht allein materielle Rettung, sondern auch die geistige Neuerung bringen wird.“

Dann kam der Weltkrieg mit Not und Tod. Als er vorbei war, wurden viele Länder von Krisen geschüttelt. Flüchtlingselend, Hungersnöte, Seuchen brachen aus. Die Regierungen der davon verschonten Völker waren nur unter unannehmbaren, erpresserischen Bedingungen zur Hilfe bereit. Sie ließen den Weizen verfaulen, den sie im Überfluß hatten, ließen Mais in Lokomotiven verfeuern, Kaffee ins Meer schütten. Daß Millionen Menschen vom Tode bedroht waren, rührte sie nicht.

Mit Entsetzen sah Nansen, was vor sich ging. Wenn die Regierungen nicht helfen wollten, dann mußten die Völker selbst es tun. Er, der Weltberühmte, rief sie dazu auf. Wie er in seiner Jugend gegen das Eis des Nordpols gekämpft hatte, so kämpfte er nun gegen das Eis der Herzen.

Es gelang ihm, Hilfsaktionen größten Ausmaßes ins Leben zu rufen. „Die Türme neigen sich in der Nacht, wenn er vorüberfährt“, schrieb eine russische Zeitung.

Doch nicht von dem Menschenfreund Nansen, der die Nächstenliebe zu einer Weltmacht erhoben hatte, der „eine Bruderkette um die Erde schmieden“ wollte, der die Jugend aufrief: „Ihr müßt die aus den Fugen gegangene Welt wieder einrenken“ — nicht von diesem Nansen sollte unser Buch erzählen, sondern von dem Polarforscher, über den der Geograph Banse schrieb:

„Nansens ewiger Ruhm bleibt, daß er — wie keiner zuvor — seine große Polarreise auf einer Idee aufgebaut hat. Er hatte eine wissenschaftliche Erkenntnis gewonnen und leitete von ihr den Plan seiner Reise ab. Trotzdem die Gelehrten ihm zahllose ‚Beweise‘ gegen diese Ansicht entgegenhielten, ließ er sich nicht irre machen und setzte sein Leben und das Glück seiner Familie daran, die Richtigkeit seiner Auffassung zu beweisen. Und er hat sie erwiesen! Er ist der wissenschaftliche Entdecker und der Deuter der Nordpolarwelt geworden, der für ihre geographische Kenntnis viel mehr geleistet hat als irgendein anderer, dem die Arktis gerade gut genug war, um seinen Ehrgeiz an ihr zu büßen. Darum gilt er mit vollem Recht als der Polarreisende schlechthin!“

Am 13. Mai 1930 saß Nansen nach getaner Arbeit auf dem Altan seines Hauses. Der beinahe Siebzigjährige war krank gewesen, hatte sich aber wieder erholt. Sein Volk, das engsten Anteil am Geschick des Mannes nahm, dem es so viel verdankte, auf den es stolz war, den es liebte — sein Volk war beruhigt. Nun ja, einen Mann wie Nansen kann doch eine Venenentzündung nicht umwerfen.

Es war ein herrlicher Tag, dieser 13. Mai. Die Sonne wärmte schon, Kirschbäume blühten, Vögel sangen. Der Blick schweifte weit über die blauen Wasser des Oslo-Fjords.

Die Frau seines Sohnes Odd war bei ihm. „Sieh nur, wie schön die Welt heute ist“, sagte er zu ihr. Seine Sinne nahmen das Bild des leuchtenden Frühlings auf. Plötzlich sank ihm der Kopf auf die Brust.

„Vater, was ist dir?“ schreckte die junge Frau hoch. „Hast du dir weh getan?“

Nein, Nansen hatte sich nicht weh getan:

Nansen war tot.

An seinem Nationalfeiertag, dem 17. Mai, nahm das norwegische Volk Abschied von Fridtjof Nansen. Doch nicht nur Norwegen — die ganze

Menschheit traf sich an dem Sarge, der auf der Freitreppe der Universität zwischen ragenden Säulen stand.

Wolkenloser Himmel blaute über Oslo, aber der Glanz strahlender Frühlingssonne fand keinen Widerschein in den Gesichtern der Menschen, die den Universitätsplatz füllten und Mauern gleich die Straßen säumten. Auf den sonst so belebten Boulevards schien der Verkehr ruhiger, gedämpfter.

Plötzlich brüllten die Kanonen der alten Akershusfestung auf. Das Gedröhn der Salve war noch nicht verklungen, da kreischten die Bremsen der Straßenbahnen und Autos, verebbte jeglicher Verkehr. Die Menschen neigten das entblößte Haupt.

Für zwei Minuten lag Stille über der Stadt — dann lief das Leben weiter. Auf dem Universitätsplatz erklang zu Ehren des Toten die Nationalhymne: „Ja, wir lieben dieses Land!“

Die Glocken aller Kirchen läuteten. Es war, als gäben sie noch einmal Kunde von den ruhmvollen Taten eines Mannes, dem sie nachsangen:

Norwegen hat ihn geboren,
die Welt hat ihn verloren!

INHALTSVERZEICHNIS

1. KAPITEL

Der Robbenfänger	3
----------------------------	---

2. KAPITEL

Grönlandfahrt	17
-------------------------	----

3. KAPITEL

Die „Fram“	33
----------------------	----

4. KAPITEL

Die Drift	42
---------------------	----

5. KAPITEL

Zwei Männer im Eis	67
------------------------------	----

6. KAPITEL

Die Heimat	88
----------------------	----

